Maerz
1955



DER MARIENBOTE

Buecher von Bischof F. J. Sheen

Auf vielfachen Wunsch unserer Leser ist es uns gelungen, mit drei deutschen Verlagen in Verbindung zu treten, die die deutsche Ausgabe der Bücher des berühmten Bischofs F. J. Sheen von New York besorgen. Der "Marienbote" wird in einer späteren Ausgabe eine Lebensbericht dieses Bischofs bringen.

FRIEDE OHNE FRAGEZEICHEN (Peace of Soul), **2. Auflage, in Leinen, 334 Seiten, DM 11.50.**
"Ohne Frieden der Seele kein Friede der Welt." Das ist der Hauptinhalt dieses Buches. Der Mensch von heute ist sich selbst zum grössten Problem geworden, um den sich das Dunkel verdichtet und der sich selbst im Licht steht. Mit diesem Buch soll der Versuch gemacht werden, alle Kräfte im Menschen zu mobilisieren um ihn wieder zu dem zurückzuführen was er verlor: den Frieden der Seele. Bischof Sheen schneidet in diesem Buch Fragen der Psychoanalyse, der Psychologie und der Seelenheilkunde an. Er glaubt an das Gute im Menschen, denn er glaubt an Christus und er will den Menschen näher zu Christus bringen, denn Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben auch für den Menschen des Atomzeitalters. Das Buch ist ein Musterbeispiel des christlichen Realismus, ein wesentliches Hilfsmittel der Menschenführung, ein Wegweiser zu ehrlichem Ausgleich zwischen modernem Leben und persönlicher Frömmigkeit: Ein Buch für alle Denkenden, für Gläubige und Suchende.
PUSTET VERLAG, REGENSBURG, (DONAU) GERMANY

*

DU BIST GEBENEDEIT UNTER DEN WEIBERN (The World's first Love) Ein Marienbuch, Ganzleinen, 296 Seiten DM 12.80.
In diesem Buch werden in meisterhafter Form die grossen grundlegenden Phänomene der Frau: Mutterschaft, Jungfräulichkeit, der Liebe, Ehe und Sorge, der Freiheit und das Leid am Beispiel der Gottesmutter gezeigt. Die gebenedeite Gottesmutter stellt in jeder Hinsicht das volle Idealbild dar. Bischof Sheen zeigt klar und deutlich, dass wir uns unter die Streiter für Liebe und Frieden einreihen und danach trachten müssen, uns nach dem Idealbild der Frau zu erneuern wenn wir unsere heutige Welt von Pessimismus, Verzweiflung, Hass und Krieg befreien wollen. — In 22 Kapiteln zieht das Leben der Gottesmutter, von der Verkündigung angefangen über Heimsuchung und Geburt, an uns vorüber und wir sehen, dass Maria wirklich die ideale Mutter und Frau ist, der wir unsere ganze Liebe schenken müssen und der wir stets nacheifern sollen. Ein Buch, das in die Hände eines jeden Marienkindes gehört.
PAUL PATTLOCH VERLAG, ASCHAFFENBURG, (MAIN) GERMANY

*

Der KOMMUNISMUS UND DAS GEWISSEN DER WESTLICHEN WELT (Communism and the Conscience of the West) 244 Seiten, Halbleinen DM 6.80
"Wenn die Menschen sich gemeinsam auf ihre Knie niederliessen, würden sie weniger das Bedürfnis empfinden, die Fäuste gegeneinander zu erheben." In diesem Satz liegt der Erfolg dieses Buches, denn Bishof Sheen ruft darin alle religiösen Menschen auf, sich zu einer Einheit zusammenzuschliessen gegen die gottabgewandte materialistische Weltanschauung unserer Zeit, sei sie nun verkörpert im liberalistischen Kapitalismus oder im atheistischen Kommunismus. Er mahnt die Menschen, den Kommunismuss zu verabscheuen, aber die Kommunisten als irregeführte bekehrbare Brüder zu lieben. Er wirbt für die Erkenntnis, dass die Nichterfüllung unserer religiösen Pflichten schuld an der gegenwärtigen Krise ist, und fordert uns auf zur eigenen moralischen Besserung, denn nur dadurch können wir hoffen, uns zu retten und eine friedlichere Welt zu bauen. Das Buch ist allgemeinverständlich geschrieben und kann nur einem jeden, der mit Interesse die heutige Lage verfolgt, bestens empfohlen werden.

MORUS VERLAG, BERLIN-DAHLEM, ARNIMALLE 11, GERMANY

***Herder's Hauskalender fuer* 1955 : Soeben traf eine neue Sendung dieser so begehrten Kalender ein. Bestellen Sie Sich noch heute einen solchen, denn die Nachfrage ist gross.**

Order from:

MARIAN BOOKSHOP **Box 249 Battleford, Sask.**

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford. Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang | März 1955, Battleford, Sask. | No. 6

Dies und Das

Fastenzeit Zur Zeit, da Gottes Sonne immer höher gen Mittag zu steigen beginnt und mit jedem Tage kürzer werden läßt die dunkle Nacht des Winters, ankündend die nahende Stunde des Erwachens aller Kreatur zu neuem Leben und Lieben und Blühen und Sprießen, beginnt die Kirche ihre heiligen Fasten.

„Wir bitten Dich, allmächtiger Gott, laß uns, in Zucht genommen durch das heilige Fasten, durch eben diesen Dienst auch froh werden, so daß wir nach Abtötung der irdischen Begierden leichter das Himmlische erfassen", betet sie hinauf zu Ihm, der unser Gott ist und Alles.

Kalt überkommt es so manchen bei den Worten „Fasten" und „Zucht". An mitteralterliche Klostermauern erinnern sie ihn, an Mauern aus schwerem Stein und ohne Herz, hinter denen es keine hellerleuchtete Säle gibt und kein Tanzen und Frohsein, wo Trauer herrscht und Schauer und wo die Menschen finster sind und finster sich quälen, bis sie, zermartert am Holz ihres Lebens ohne Sonne, müde zum Sterben sich legen.

So oder ähnlich empfindet es manch einer in jedem seiner Sinne und mit jedem seiner Nerven, wenn er das Wort „Fasten" hört oder wenn er lauscht dem Fastenbeten der Kirche.

So ist es aber nicht, und die Mauern aus kaltem Stein und ohne Herz gibt es in der Kirche nicht — die sind nur dort, wo die Menschen allein sein wollen, von keinem geplagt mit Fastengebot und — dem Haupt voll Blut und Wunden!

Nicht Strenge und Kälte durchziehen der Kirche Fastengebete — Innigkeit und Wärme und eine allen Menschen tief im Herzen ewig wühlende Sehnsucht, hoch zu stehen und höher noch als die Sonne über alle Trauer und Schauer der Erde, in der ewigen Freiheit der Söhne Gottes: Das ist der Geist, der da weht und treibt im heiligen Fastendienst der Kirche.

Bald kommt der Frühling, und mit ihm die große Auferstehung alles Lebens. Wenn dann wieder grünen die Täler und Höhen, wenn dann wieder erklingt von jeder Hecke und aus allen Lüften das reine Lied aus tausend Vogelkehlen, wenn es dann wiederkommt, dieses unbeschreibbare Frohsein der Gräser und Wälder und Winde und Weiten, dann möchte sich mitfreuen der Mensch — doch sein Herz ist ihm einsam. Es fehlt ihm etwas, und er weiß genau, was es ist: Es fehlt ihm die Unschuld, es fehlt ihm die Unberührtheit von allem Bösen, die da so reich erfüllt und so herrlich macht jedes Stücklein Frühlingsgrünen und jedes Brausen und Summen und Singen der Lüfte und Getiere.

Alles was des Frühlings ist, ward erdacht von Gott, ist erweckt auf Erden von Gott, lebt und flutet in unendlicher Fülle in Gott dem Herrn, dem Vater der Güte und der Liebe.

Die Winde kommen und gehen. Sie wissen nicht,

wo sie gestern waren. Und wo sie heute brausen, macht ihnen weder Kümmernis noch Sorge. Auch das Vöglein singt sein Lied in der Freude der Sonnen und Wonnen, die es gerade erlebt. Es kennt keine „nächste Woche" und kein darüber hinaus. Frei ist alle Kreatur — nur der Mensch hat ein Herz, ein Gestern und ein Morgen. Und der Mensch sieht sein „Gestern" und seine Schuld, und er sieht sein „Morgen" und die Sorge: Wie wird es werden mit mir, wenn dieser Frühling, wenn alle meine Frühlingszeiten einmal vorüber sein werden? Wenn dann geschieht an mir, was einstens am Kreuze geschehen, als das Sterben kam selbst über den Heiland?

Der Heiland! Von Gott Vater war Er gesandt, damit wir werden— anders als wir sind! Ganz anders: Gottähnlich!

Wie stehen wir doch so häßlich da im reinen Glanz des Frühlings! Nirgends gibt es Lüge, nur in uns. Nirgends diese kleinen Gehäßigkeiten und dieses große Hassen, nirgends diese kalte Unfreundlichkeit und diese heiß brennende, alle Ehrlichkeit vor Gott und den Menschen zerfressende Lust und Gier nach dem Bösen, nur in uns! Was nützt es da schon, wenn wir uns Frühlingslieder dichten, schöner als das Vogelsingen, wenn diese Lieder erklingen aus Herzen, die doch nicht ganz hineinpassen in die Unschuld des Frühlings?

Der Sohn Gottes ist herabgekommen auf Erden, um zu zahlen mit Seinem Blut und Seinem Leben für unsere Schuld — damit wir doch wieder anders, damit wir doch wieder werden können, wie wir sein sollten: Ähnlich dem Gott, der uns für sich erschaffen. Ähnlich Ihm an Sündenlosigkeit, ähnlich Ihm an Freude am Reinen und Heiligen, ähnlich Ihm an Menschenfreundlichkeit und in allem, was in Gott an Liebe ist.

Der Natur gab Gott zur neuen Auferstehung des Lebens und der Freuden den Frühling. Uns Menschen gab Er zur Neuauferstehung des Göttlichen in uns die von Christus am Kreuz erkaufte Gnade. Die Freuden und Früchte des Frühlings werden zerstört von der tötenden Kälte des Winters. Die Freuden und Früchte des Göttlichen in uns werden zerstört durch die rücksichtslos-selbstsüchtigen Begierden der menschlichen Natur — die immer wieder sich verherrlichen möchte für alle Ewigkeiten und jeden ihrer Augenblicke — sich selbst, und keinen andern, nicht einmal Gott!

Alle Jahre kommt der Frühling, und es wird lieb und es wird echte Seligkeit in aller Natur. Und alle Jahre steht gerade der Mensch, die Krone aller Schöpfung, als falscher Ton im Lied der Schöpfung Gottes.

Christus ist weder Wind geworden noch Blume oder Vogel, um diese Geschöpfe noch schöner zu machen, als sie es schon sind. Häßlich waren sie durch ihre Schuld ja nicht geworden. Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, wurde Mensch — die Heilige Bibel sagt im Galaterbrief, daß Er für uns zum Fluch geworden ist, zur Häßlichkeit der Sündenbeladenen — damit wir wieder frühlingsrein und frühlingsherrlich werden können, nicht wie die Natur, sondern wie Gott ist und wie Gott auch uns haben will. Frühlingsrein und frühlingsherrlich im Leben der Gnade!

Wir hatten einstens empfangen Gnade über Gnade. Und wir hatten aufkommen lassen in uns Begierde über Begierde und wurden dadurch ähnlich dem Hasser Gottes. Vom Geiste dieses Hassers Gottes nahmen wir in uns auf, und wir gefielen uns darin. Gott aber wurde dadurch verhöhnt und zu einem Wesen gemacht, das uns unwichtig ist. Und so war es gekommen, daß wir verloren die Reinheit und die Klarheit unserer Natur. Und so war es gekommen, daß in uns und um uns herum heranwuchs das Elend und das Grauen und daß wir nichts mehr haben, was uns und unseren Kindern ein sicheres Morgen verbürgen könnte.

Da ist nun aber Christus, der gekreuzigte Erlöser, der uns die Macht gegeben, wiedergeboren zu werden im Leben der Gnade.

Da ist aber auch Christi Kreuz, durch das das Sterben Christi in uns einziehen muß — nicht, damt wir selbst sterben, sondern damit wir leben! Sterben in uns muß nur, was Christus und Seine Gnade in uns getötet hat. Sterben müssen die irdischen Begierden in uns. Und dieses Sterben soll jetzt über uns kommen, jetzt, während der Zeit der heiligen Fasten.

Es sehnt sich die Kirche nach dem Gnadenfrühling im Herzen ihrer Kinder. Zur frühen Morgenstunde der Fastentage, zur Klosterstunde der Laudes singt sie in ihren Fastengebeten:

„O Sonn' des Heiles, Jesus Christ –
Erleuchte unsres Herzens Grund; –
Vergangen ist die dunkle Nacht –
Die Erde grüßt den neuen Tag. –
Du schenkst uns diese Gnadenzeit –
Gib auch, daß wir in Reueschmerz –
Dir unser Opfer bringen dar, –
Entflammt in heil'ger Liebesglut. –
Aus gleichem Strom, der Schuld gebracht –
Soll Reue fließen immerdar; –
Wenn durch der Buße Seelenschmerz –

Des Herzens Eis gebrochen ist. –
Es kommt Dein Tag, o Herr, Dein Tag –
Da alles wieder neu erblüht; –
Führ uns all dann auf rechtem Weg –
Damit wir froh den Weg begehn. –
Es preist in Demut alle Welt –
Dich, gütige Dreifaltigkeit; –
Und wir, gewandelt durch die Gnad' –
Verehren Dich in neuem Lied! –

Dieses neue Lied, das schöner ist als alle Frühlingsherrlichkeit der Erden, das die Macht hat, den Frühling Gottes zu halten für alle Ewigkeit im Leben des Menschen, dieses Lied allein kann zersprengen jene Mauern aus kaltem Stein und ohne Herz, hinter denen wir uns selbst trotz aller elektrischen Lichter und erkünstelten Freuden vergraben haben. Von den „finsteren Mauern des Mittelalters reden wir? Unsere Mauern sind erschauernder. So blind sind wir hinter ihnen geworden, daß wir nicht mehr fähig sind, zu „erfassen das Himmlische" und einzusehen, wie schrecklich der Mißton ist, den unser Leben hineinwirft ins Lied der erschaffenen Dinge.

Wem es nach der Welt gelüstet, der möge nur weiter essen und trinken und begehren — sich selbst zum ewigen Tod! Der gläubige Mensch greift ernst ans Werk des Abtötens aller irdischen Verlangen, um Raum zu schaffen in seinem Herzen und in seinem Leben für ein neues Erfassen und für ein neues Umfassen das Gnadenkreuz Jesu Christi, des Sohnes Gottes und unseres Erlösers.

Er allein ist unser Leben, unser Frühling, unser Heil und unser Alles!

– Der Schriftleiter

Die Verkuendigung

Gabriel

Gegrüßt seist du, Maria, jungfräuliche Zier!
Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir!
Ein ganz neue Botschaft, ein unerhörtes Ding,
von der himmlischen Hofstatt ich, Gabriel, bring.

Maria

Was sind das für Reden? Was soll dieses sein?
Wer kommt da getreten ins Kämmerlein ein?
Die Tür ist versperret, die Fenster sind zu;
wer ist's, der da störet die nächtliche Ruh?

Gabriel

Erschrick nicht, Maria, es geschieht dir kein Leid!
Ich bin ja ein Engel, verkünd dir groß Freud:
daß du sollst empfangen und tragen ein'n Sohn,
nach welchem verlangen viel tausend Jahr schon.

Maria

Wie mag das geschehen? Erkenn keinen Mann;
wollt lieber vergehen, als trag'n ein Sohn.
Ich hab ja geschworen mein Jungfrauschaft Gott;
so wie ich geboren, will bleiben bis in'n Tod.

Gabriel

Es liegt nichts im Wege, all Sorg ist umsunst!
all Furcht nur weglege! Bei Gott ist's kein Kunst!
Es kann leicht geschehen, nur fest auf ihn trau:
Man wird dich verehren als Mutter und Jungfrau!

Maria

Wann Gott selbst wird kommen vom himmlichen Thron
ein Mutter zu suchen für sein'n lieben Sohn,
so wird er sie finden im Königspalast;
mein Armut und Stammen taugt nicht solchem Gast.

Gabriel

Der Reichste aus allen, der fragt nicht nach Geld;
dein Tugend und Demut ihm besser gefällt.
Tu's nur überlassen dem weisesten Gott!

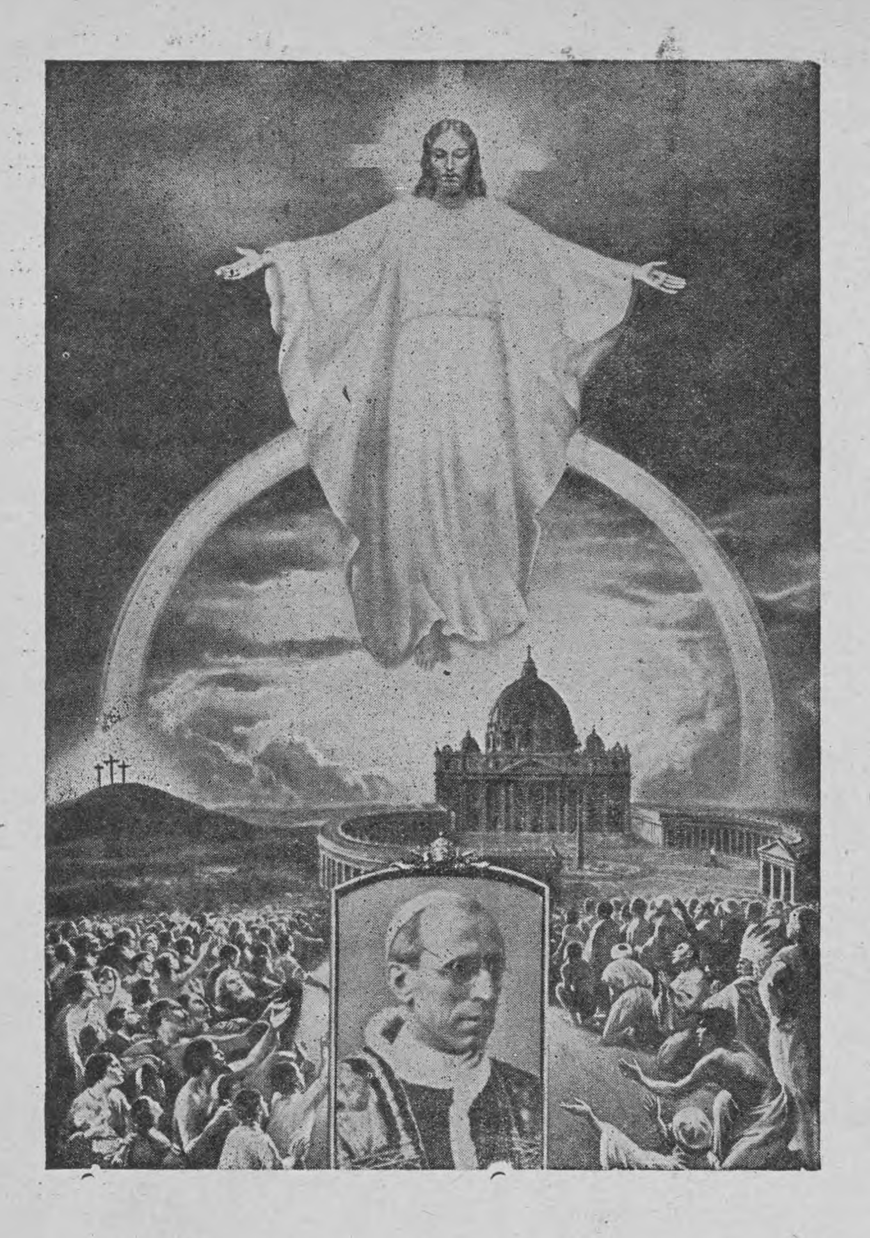
Maria

Ich bin ein Magd des Herrn,
mir g'scheh nach dein'm Wort!

Aus Oberbayern

„Maria ist Christi vollkommenstes Werk. Wenn jemand mit vollstem Recht „zweiter Christus" genannt werden kann, dann ist es Maria, die Mutter des Herrn."

Boylan



Ein Diplomat auf dem HEILIGEN STUHL

Joseph Stalin (in Teheran): "Wie viele Divisionen hat der Papst?"
Pius XII. (später zu Churchill): "Sagen Sie meinem Sohn Joseph, er werde meine Divisionen im Himmel sehen."

An einem kirchlichen Feiertag Ende 1953 fuhr der alte Mann, der keine Divisionen befehligt, durch die Strassen Roms. Einst wäre er wohl auf einem weissen Maultier geritten, jetzt fuhr er in einem schwarzen Cadillac. Dicht gedrängt standen die Menschen in den romantischen, engen Strassen der Stadt des Kaisers Augustus, des heiligen Petrus, Garibaldis, des Genossen Togliatti. Ihr Jubelschrei liess die Mauern der alten Bauten erbeben. Frauen schluchzten, Kinder, hoch auf den Schultern ihrer Väter, winkten und riefen, was alle um sie her riefen: "Viva il Papa! Viva il Papa!"

Der alte Mann winkte zurück, mit einem unbeschreiblich bezaubernden Lächeln in den blassen, scharfgeschnittenen Zügen.

Das Amt, das dieser Mann verkörpert, ist das älteste Zeugnis der abendländischen Kultur. Einer seiner Vorgänger trat Attila auf seinem Siegeszug nach Rom entgegen; ein anderer predigte den ersten Kreuzzug gegen den Islam; einer tat Luther in den Bann; wieder ein anderer wurde der Gefangene Napoleons.

Die Menge, die begeistert "il Papa" jubelte, grüsste damit nicht nur das Amt, nicht nur einen Glauben, sondern auch einen Mann. Eugenio Pacelli, den die Welt seit sechzehn Jahren als Pius XII. kennt, ist ein Papst neuer Prägung.

Er ist ein Mann von Welt, denn er hat mehr von ihr gesehen und kennt sie besser, als alle andern Päpste vor ihm sie gekannt haben. Er ist ein Mensch seiner Zeit er benutzt ihre Technik (der Vatikan hat einen eigenen Rundfunksender und ein Electrizitätswerk) und kennt ihre sozialen Nöte (er hat gestattet, die Messe auch nachmittags zu lesen, damit mehr Arbeiter sie hören können). Er ist ein Mann der Wirklichkeit, denn er ist einer der geistigen Führer im Kampf gegen den Kommunismus.

Sein Wort findet mehr als das früherer Päpste auch ausserhalb seiner eigenen Kirche aufmerksame Ohren. Millionen nichtkatholischer Christen — mögen sie auch das römisch-katholische Dogma ablehnen — erwarten von ihm immer wieder eine stärkende Mahnung zu christlicher Haltung. Und ungeachtet der Kluft, die Protestanten und Katholiken voneinander trennt, wissen beide, dass sie ihre gemeinsamen Werte gegen den kommunistischen Feind auch gemeinsam verteidigen können.

Diese entscheidend wichtige, aber oft nicht klar erkannte Tatsache hat nicht weniger als das Gewicht seiner Persönlichkeit dazu beigetragen, dass Menschen aus der ganzen Welt Pius XII. auch persönlich begegnen wollen. Und bis zu seiner Erkrankung war er für Besucher aller Nationen, aller Schichten und

aller Bekenntnisse zu sprechen: für italienische Bergleute, französische Bauern, indische Wanderprediger, baptistische Geistliche.

Besucher über Besucher

Es gibt mehrere Formen der Audienz: Privataudienzen für prominente Persönlichkeiten, besondere Audienzen für kleine Gruppen von sechs bis zwölf Personen; baciamano- (wörtlich: Handkuss-) Audienzen für zwanzig bis hundert Besucher; allgemeine Audienzen für Tausende (sie werden manchmal im Petersdom abgehalten). 1952 hat der Papst etwa 400,000 Menschen empfangen. Im Heiligen Jahr 1950 mit seinen vielen Massenaudienzen auf dem Petersplatz waren es nahezu drei Millionen.

Bei kleinen Empfängen hält er für gewöhnlich eine Ansprache von etwa 15 Minuten und zieht dann einzelne ins Gespräch. Wenn er sich unterhält, geht er mit Leichtigkeit von einer Sprache zur anderen über (Italienisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch). Er besitzt ein beneidenswert gutes Gedächtnis und eine bis ins einzelne gehende Kenntnis der Länder, aus denen seine Besucher stammen. Er konzentriert sich völlig auf jeden Besucher, auch wenn er nur einige Augenblicke mit ihm spricht. Selten hat ihn jemand ohne tiefe innere Bewegung verlassen. Was seine Besucher bewegte, war das Gefühl, das er den Menschen und der Welt entgegenbringt — ein Gefühl, Zuneigung oder (vielleicht am zutreffendsten) als Liebe bezeichnen.

Römische Kindheit

Eugenio Maria Giuseppe Giovanni Pacelli wurde 1876 geboren. Die Pacellis dienen dem Heiligen Stuhl schon seit zwei Jahrhunderten; sein Vater war Vorsitzender der päpstlichen Anwaltskammer. Eugenio, ein zurückhaltender, ernster Knabe, fühlte sich schon früh zur Religion hingezogen. Als er einmal gefragt wurde, was er werden wolle, antwortete er: "Ich will Märtyrer werden — aber ohne Nägel."

Da man der Meinung war, er sei für das strenge Leben im Seminar zu schwächlich, wurde ihm gestattet, sich zu Hause auf die Priesterlaufbahn vorzubereiten. Er war ein hochbegabter Student und erwarb den Doctorgrad der Theologie, der Philosophie und des kanonischen Rechts. Bald wurde der vielversprechende junge Don Eugenio vom päpstlichen Staatssekretariat herangezogen.

Der Diplomat

Er begann als Attaché und später als minutante (Nuntiatur-Rat) mit dem Entwerfen diplomatischer Noten. 1911 ging er mit der päpstlichen Delegation nach London zur Krönung Georgs V.

Im Jahre 1917 wurde er als päpstlicher Nuntius mit dem Rang eines Erzbischofs nach München gesandt. Sein Auftrag: Friedensverhandlungen mit der deutschen Regierung zu vermitteln. Das misslang ihm, er blieb jedoch in Berlin und schloss nach neun Jahren hartnäckigen Verhandelns ein Konkordat zwischen dem Vatikan und der preussischen Regierung. In Deutschland war der freundliche, unerschrockene Erzbischof beliebt. In München beschossen während der Revolution Aufständische seine Nuntiatur mit Maschinengewehren und drangen dann in das Haus ein. Erzbischof Pacelli trat ihnen ruhig entgegen. "Es ist nie klug, einen Diplomaten umzubringen", sagte er. Die Revolutionäre gingen und entschuldigten sich später.

Kardinal in Uebersee

Pius XI. übertrug seinem Freund Pacelli 1930 das Amt des Kardinalstaatssekretärs, das zweitwichtigste Amt im Vatikan. Pacelli bereiste nun ganz Europa, Südamerika, die Vereinigten Staaten. Luftpassagiere konnten den schlanken, nachdenklichen Kardinal beobachten, wie er seine Reiseschreibmaschine hervorholte und mitten im Flug zu schreiben begann.

Mehr und mehr wurde Pacelli die rechte Hand des alternden Papstes. Im Februar 1939 starb Pius XI., und Eugenio Pacelli, damals 62, stand vor der entscheidenden Wendung seines Lebens.

Auf 62 Thronsesseln sassen an den Wänden der Sixtinischen Kapelle, das jüngste Gericht Michelangelos vor Augen, die Kirchenfürsten im Konklave.

Einer nach dem andern schritt zum Altar, kniete zum Gebet





nieder und warf dann seinen Wahlschein in den Kelch.

Ein Stimmenzähler rief feierlich die Namen aus. Die Kardinäle schrieben auf vorgedruckten Zählbogen mit. Der dritte Wahlgang brachte die Entscheidung. Kardinal Pacelli verbarg sein totenbleiches Gesicht in den Händen.

Gefangener im Vatikan

Die eine grosse Last des Papsttums ist die Einsamkeit. Niemand kann dem Papst wirklich Rat oder Trost geben. Er ist, mehr als ein König oder ein Gefangener, allein.

Bis zu seiner Erkrankung hat Pius XII. trotz seines hohen Alters 18 Stunden täglich gearbeitet, und zwar an allen sieben Tagen der Woche. Er erhob sich um 6.15 Uhr, betete, und nahm ein kaltes Bad. Während er sich rasiert, sass ein zahmer Stieglitz, Gretel, auf seinem Arm. Von da an, bis er sich zwischen zwölf und zwei Uhr nachts zur Ruhe legte, war Gretel seine einzige Zerstreuung. Selbst während der einen Stunde, in der er täglich im Garten des Vatikans spazierenging, las er Akten und Dokumente.

Seine Reden (etwa 150 im Jahr) schreibt er grundsätzlich selbst mit seiner zarten Handschrift. Auch die Unterlagen dafür stellt er mit Vorliebe selbst zusammen und überlässt selbst die Nachprüfung eines Zitates ungern einem Sekretär. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger (der es in einen Schrank schloss), benutzt Pius XII. sein Telefon ständig; anrufen kann den Papst allerdings niemand.

Der Papst ist das Oberhaupt der weltweiten kath. Kirche, die einige 3000 Diözesen, 2900 Bischöfe, 500,000 Priester, Nonnen und Ordensbrüder umfasst, von denen etwa 75,000 in Missionsgebieten auf der ganzen Welt arbeiten. In die mit Brokat ausgeschlagenen Arbeitsräume des vatikanischen Staatssekretariats kommen Telegramme mit Nachrichten der Nuntiaturen in aller Welt. Für diese Organisation gibt es nichts Unwichtiges. Die Kirche hat sich mit Gott und Caesar, mit der Erlösung und der menschlichen Gesellschaft, mit Freud und Marx, mit hydraulischen Fahrstühlen und mit Heiligsprechungen zu beschäftigen.

Das Erreichte

Die sechszehn Jahre des Pontifikats von Pius XII. waren ereignisreich und voller Gefahren. Die Christlich-Demokratischen Parteien kamen in Europa ans Ruder und trugen entscheidend dazu bei, den Kommunismus aufzuhalten. Während dieser Zeit ist auch die Kirche in den Vereinigten Staaten gewachsen und zu einem wichtigen Glied der katholischen Gemeinschaft geworden. Die katholischen Missionen in Asien und Afrika haben so rasch zugenommen, dass die Kirche mit Ausbildung eingeborener Priester für die Neubekehrten kaum nachkommt.

Pius hat diese Entwicklung sorgfältig beobachtet. In kirchlichen Dingen hat er moderneren Formen vorsichtig den Weg geebnet. Er hat die Nonnen angehalten, ihre Kleidung zu modernisieren, hat Priester angewiesen, Wirtschaftswissenschaften und Soziologie zu studieren, und unauffällig einige gar zu altmodische Bischöfe abgelöst.

In weltlichen Angelegenheiten hat er sich dagegen gewehrt, bestimmte Staaten oder politische Systeme ausdrücklich zu billigen oder zu verdammen. Dann aber, im Jahre 1948, traf er die schwierigste politische Entscheidung seines Pontifikates: er schickte die Kirche mitten in die politische Arena Italiens ("die

grosse Schicksalsstunde des christlichen Gewissens hat geschlagen") und verkündete, Kommunisten und allen, die sie unterstützen, würden die Sakramente verweigert werden. Der Papst betont, diese Intervention sei moralischer, nicht politischer Natur, denn der Kommunismus stelle einen Angriff des Atheismus auf die Moral selbst dar.

Der Papst hat versucht, mit den kommunistischen Regierungen jenseits des Eisernen Vorhang auszukommen, solange sie der Kirche die Möglichkeit liessen, wenigstens ein Minimum ihrer Aufgaben zu erfüllen. Er wollte damit den Gläubigen Verfolgungen ersparen. Eine andere Gruppe innerhalb der Kirche — Kardinal Spellmann ist einer ihrer Wortführer — ist dagegen der Meinung, es sei besser, rigoros vorzugehen, auf die Gefahr hin, dass die Kirche in den Untergrund getrieben werde. Pius aber, gütig von Natur, ist nicht bereit, diesen Standpunkt zu teilen, solange nicht einwandfrei feststeht, dass es keine Alternative gibt.

In sozialen Fragen ist er Leo XIII. (1878 bis 1903) gefolgt, der in seiner berühmten Enzyklika 'Rerum novarum' das unveräusserliche Recht des Arbeiters auf ein auskömmliches Leben, die Pflicht des Arbeitgebers, ihm dazu zu verhelfen, und beider Recht auf privates Eigentum verkündete.

Antwort an Stalin

Pius XII. ist mehr ein Bewahrer als ein wagemutiger Reformer, eher ein Diplomat als ein Kreuzfahrer. Er hat (nach seinen eigenen Worten) "zwischen Trümmer gesät." Er hat seinen Zeitgenossen bewiesen, dass Stalins berühmte Frage nicht so sehr zynisch als vielmehr naiv gewesen ist und dass jeder, der Macht nur in Divisionen oder in Brot der Maschinen zu sehen vermag, der Welt wirklichkeitsfremd gegenübersteht. In diesem Sinne ist auch er, ohne viel Aufhebens, Attilas Vormarsch entgegen getreten.

HEILIGSTE, FEIERLICHSTE ZEIT

von Adalbert Stifter

Es ist eine eigentümlich wehmütig sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen der Karwoche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kommt mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht.

Schon am Palmsonntag begann die Karwoche in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt. Die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jedermann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunklen Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere ernste Feier gaben.

Dann kam der Montag, und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig-feierlichen Feste. Ungewöhnliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte. In der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Rot, Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer, lautloser Stille betend, und in tiefer lautloser Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem Heiligen Grabe.

So groß ist die Macht der dem Menschen angeborenen Religionsweihe, daß mir als Kind, wenn ich in jenen Tagen nur kaum die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem Heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimnis der Erlösung geschah und seither in der Seele der Menschen fortwirkte.

Abends war das Fest der Auferstehung. So freudenreich ist dies Ereignis, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntag nicht wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor.

Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, was ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe religiöse Gefühl für diese bedeutungsvollste Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Karwoche die heiligste, feierlichste Zeit geblieben.

„Dich preist der Apostel glorreicher Chor, Dich der Propheten lobwürdige Schar, Dich der Märtyrer glänzendes Heer; Dich preisen alle Heiligen und Auserwählten mit einer Stimme, heilige Dreifaltigkeit, ein einiger Gott!"

Es daemmert....

P. Joseph Schneider O.M.I.

Vor einer Reihe von Jahren — war es 1938? — hat die Regierung von Quebec die „Padlock (Hängeschloß) -Verordnung" gegen den Kommunismus erlassen. Man könnte sie das Maulkorbgesetz nennen. Denn es hat den Anhängern und Verbreitern der bolschewistischen Irrlehre das Maul gestopft. Hat ihnen öffentliche Betätigung in Presse und Versammlungen verboten.

Es entsprang einer wahren Notwendigkeit, denn der Kommunismus ist eine weltweite Verschwörung voll furchtbaren Vernichtungswillens. Läßt man ihn gewähren, dann untergräbt er mit der ihm eigenen Entschlossenheit und Stoßgewalt die Grundmauern der christlichen Gesellschaft und sprengt sie eines Tages völlig in die Luft. Quebec hat in dieser Hinsicht klar geschaut und die nötigen Folgerungen gezogen. Hat Maßnahmen getroffen zum Schutze des Staates und Volkes gegen die bolschewistische Revolution. Jeder, der noch das Herz am rechten Platze hat, hat den Schritt damals aufrichtig begrüßt.

Eine ziemlich bedeutende Zahl von „Freitshelden" hat natürlich dagegen gezettert wie die Rohrspatzen. „Im Namen der freien Aussprache! Im Namen des demokratischen Versammlungsrechtes! Im Namen der Wahlfreiheit!" Sie sahen nicht oder wollten nicht sehen, daß die Kommunisten gar keine politische Körperschaft im herkömmlichen Sinne des Wortes sind und deshalb auf Betätigungsfreiheit und Sitz im Parlament keinen Anspruch machen können. Muß nicht eine Partei im demokratischen Staat nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl des Volksganzen erstreben? Muß sie nicht hochherzig mit allen andern zusammenarbeiten wollen? Muß sie nicht großzügig die persönliche Überzeugung der anderen ehren? Muß sie nicht im Spiel der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Kräfte höchste Duldsamkeit zu üben entschlossen sein? All das ist in einem demokratisch regierten Gemeinwesen selbstverständlich. Aber ebenso klar ist es, daß der Kommunismus all diese Ideale grundsätzlich verwirft.

Er will nichts als herzlose Unterdrückung. Er erstrebt die Vergewaltigung der Volksmassen. Er verwirft die gottentstammte und gottverwandte Ehre und Würde der Menschennatur. Er tritt die unveräußerlichen Rechte der Menschheit mit Füßen. Er übt keine Toleranz (Duldsamkeit) gegen die berechtigten Meinungen und Anschauungen anderer. Er wütet dagegen mit höllischem Terror, den Schrecken der Verbannung von Heim und Herd; mit tierischer Erniedrigung in Konzentrations- und Todeslagern. Er predigt den Haß und Aufruhr gegen Gott, Gesellschaft und christliche Ordnung.

Kämpfte er um berechtigte Reform der obwaltenden sozialen und wirtschaftlichen Mißstände mit allen erlaubten Mitteln, wer wollte es ihm verwehren? Aber das tut er nicht. Er will keine Reform, er will Zerstörung. Er will nicht die Herrschaft der Liebe und Vernunft, sondern der brutalen Leidenschaft und des grauenhaften Egoismus.

Wie kann er sich deshalb mit anderen Parteien auf dieselbe Stufe stellen? Wie kann er mit ihnen die gleichen Rechte verlangen? Seine Anhänger sind Revolutinäre wie die blutigen Jakobiner im französischen Umsturz von 1789. Wie die Separatisten in Westdeutschland nach dem ersten Weltkrieg. Wie wilde Tiere lauern sie gierig auf den Augenblick unkontrollierbaren Durcheinanders, wo sie morden und erwürgen können. Rache ist ihr Losungswort; nicht Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Hat Quebec daher nicht Recht gehabt, als es ihnen jedwede öffentliche Betätigung verbot?

Einen zweiten Schritt derselben Art hat die dortige Regierung in unseren Tagen gegen die Zeugen Jehowa's unternommen. Die sind ein ganz sauberes Völkchen. Wandern mit verblüffender Dreistigkeit unter dem Deckmantel der Propheten umher. In Wirklichkeit sind sie reißende Wölfe. Prediger einer weltweiten Haß- und Hetzpropaganda. Den Kommunisten ganz nahe verwandt und eines Geistes mit ihnen!

Sie verfolgen den radikalen Umsturz der bestehenden Ordnung. Versprechen den Armen und Enterbten materialistische Seligkeit in einem tausendjährigen Reich. (Daher die erstaunliche Zugkraft auf die ungebildeten oder halbgebildeten Massen!). Alle Mittel zur Erreichung ihres Zieles sind ihnen gut genug. Auch Lüge und Verleumdung. Auch die Billigung und Verbreitung fleischlicher Verirrungen!

Besonders auf die katholische Kirche haben sie es abgesehen. Ihr früherer (Ver-)Führer Rutherford (in „Enemies") verhöhnt das Beichtsakrament. Verdreht den kath. Kirchenbegriff. (Nur Priester und Bischöfe sind nach ihm Kirchenmitglieder). Er behauptet (in „The Golden Age"), daß der Vatikan in den U.S.A. die Regierungskontrolle an sich reißen will. Daß die kath. Kirche sich einem Plan des Mordes und der Hinterlist

ASCHERMITTWOCH

Bald wiederum aus Priestermunde
Wird dir die schaurig ernste Kunde:
„Gedenk', o Mensch, daß Staub du bist,
Daß du zum Staub wirst wiederkehren!"
Es schwinden Liebe, Lust und Ehren,
All' Geld und Gold in kurzer Frist!
Dein Leben gleicht dem flücht'gen Rauche,
Verweht vom nächsten Windeshauche,
O flieh' die Welt, die eitle, böse,
Die jetzt im lärmensten Getöse
Des Kanrevals jauchzt wüst und wild!
Halt' dich zum Sühnekreis der Frommen,
Die treu zum Tabernakel kommen,
Fleh'n vor des Kreuzes Jammerbild!
Neigt sich der Tag der Lebenfaste,
Spricht Jesus mild zu dir: „Nun raste
Und ruh von Erdenmühen aus!
Die Mannafrucht des ew'gen Lebens —
Zum Lohne deines heil'gen Strebens —
Genieß in meines Vaters Haus!"

Karl Egler

verschrieben hat und heimlich Waffen aufhäuft, um die Protestantischen Gemeinschaften in einem riesigen Blutbad zu ersaufen. Alle diese grauenhaften Geschichten marschieren unter dem Schlagwort „Religion und Christentum".

Quebec nennt es einen Riesenbetrug und satanischen Schwindel. Ihre Polizei hat auf Grund der obigen Tatsachen das Verteilen von Flugschriften untersagt. Hat einige Prediger von den Straßenecken vertrieben und sie mit Geld- und Freiheitsstrafen belegt. Die unmittelbare Folge davon war ein heuchlerisches Gewinsel, verstärkt durch die Forderung „religiöser Freiheit" an den Gerichtshöfen. Es gipfelte in einem Siegesgeheul, als ihnen anfänglich von gewissen Richtern Recht gegeben wurde. Aber Quebec ließ sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Der Kampf ging weiter, Schlag auf Schlag wie klingendes Schwetergerassel. Und es hat gesiegt! Hat ein neues Maulkorbgesetz auferlegt. Auf derselben Grundlage wie gegen die Kommunisten. Diese sind keine Partei, und die „Zeugen Jehowa's" sind keine Religion. Können deshalb auf Religionsfreiheit keinen Anspruch machen!

Wahrhaft ein gesundes Urteil voll eiskalter Logik (Folgerichtigkeit)! Wer könnte es in Frage stellen? Man gehe doch einmal dem Jehowaschwindel auf den Grund! Seine Verfechter liefern tausendmal den Beweis für seinen revolutionären und nihilistischen (alles verneinenden) Charakter. Sie leugnen die Dreifaltigkeit. (Reden von ihr als einem dreiköpfigen Ungeheuer!). Sie verwerfen die Gottheit und Auferstehung Jesu Christi. Sie bestreiten die Unsterblichkeit der Seele und die Daseinsberechtigung der Kirche. All diese Irrtümer werden mit atembeklemmender Eintönigkeit wiederholt. Mit grauenhafter Verhöhnung aller Denkgesetze. Liest man sie, dann wird einem zumute als säße man in einer fauchenden Dreschmaschine oder als lauschte man dem Tom-Tom-Einerlei von Negertrommeln. Es ist ein fürchterlicher Salat; ein entsetzliches Durcheinander; eine wahre Giftmischerei!

Immer wieder stößt man auf die tollsten und willkürlichsten Voraussetzungen in der Erklärung der Hl. Schrift; auf wüste Falschheiten und Verdrehungen des Gotteswortes. Mißanwendungen häufen sich mit verwirrenden Prophezeihungen und vermengen sich zu einer Geistesmahlzeit, die jedem denkenden Menschen schwerstes Übelbefinden bereiten muß. Durch alles hindurch aber glüht wie eine Wahnidee unauslöschlicher Haß gegen alles Bestehende. Wie eine giftige Natter zischt und geifert es darin von Gott-, Christus- und Religionsfeindlichkeit;

von Staats- und Regierungsfeindlichkeit;
von Gesellschafts- und Wirtschaftsfeindlichkeit;
von Katholiken- und Protestantenfeindlichkeit.

Es ist nichts als verkappter Bolschewismus unter der irreführenden Maske des religiösen Eifers. Und einem solchen System sollte man freie Bahn gewähren? Es mit gesetzlichen und polizeilichem Schutz umzäunen? Es hegen und pflegen? Quebec widersetzt sich einer solchen Auffassung und es hat Recht. Wer anders denkt und handelt, begeht die Narrheit des Bauern, von dem wir vor Jahren in der Schule gelernt haben. Er stieß auf eine Schlange, die im Nachtfrost ganz steif und leblos geworden war. Er nahm sie voll Mitleid auf und barg sie unter seiner Jacke am warmen Busen. Es nahm nicht lange und sie lebte wieder auf, nur um ihm den tödlichen Biß zu versetzen.

Ein Teil der verweltlichten Presse ist in diesen Dingen natürlich wieder anderer Meinung, sie, die so eifersüchtig über Rede- und Pressefreiheit wacht, selbst auf die Gefahr hin mit den zerstörenden Elementen gemeinsame Sache zu machen und sich als Totengräber der Menschheit zu betätigen. Sie hat, wie immer, ihrer Entrüstung Luft gemacht und die französisch Kanadier als blöde und rückständig verschrien. Dennoch war es nur ein verhaltenes Geknurre, längst nicht so schlimm wie

anno dazumal wo der erste Maulkorb fabriziert und angeschnallt wurde. Woher die auffallende Stimmungsänderung?

Offenbar vom Zeitgeschehen! Man hat inzwischen allerhand beobachtet und allerhand gelernt. Seit Franklin Delaney Roosevelt, der mit seinem bezaubernden Grinsen glaubte den Stalin bekehren zu können und ihn mit seinen Henkersknechten unter die „friedliebenden“ Völker zählte! Seit dem Abgleiten China's ins Kommunistische Lager! Seit Korea und Indochina! Man hat gelernt feinere Unterscheidungen zu machen zwischen Wahrheit und Lüge,

zwischen Ehrlichkeit und Heuchelei;
zwischen leeren Worten und wohlmeinender Tat;
zwischen kindlicher Offenheit und katzenhafter Hinterlist!

Das zeigt sich vor allem in den Regierungskreisen der U.S.A. In ihrer entschiedenen Haltung gegen den früheren „Verbündeten“. Im Aufbau eines atomischen Verteidigungsflugringes um den Erdball. In den Riesenopfern für die wirtschaftliche Hebung der armen Völker. In der Bündnispolitik im Atlantischen und Pazifischen Raum. Nicht zuletzt in tiefgreifender Gesetzgebung.

Tausende von Beamten sind als unzuverläßig aus Regierungsstellen entlassen worden. Militärisch wichtige Gebiete hat man zu Sperrzonen erklärt und russischen Staatsangehörigen unzugänglich gemacht. Im August 1954 hat man ein Überwachungsgesetz gegen die Kommunisten erlassen. Es richtet sich gegen die ganze Bewegung. Zunächst werden kommunistisch geführte Arbeiterverbände davon betroffen.

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, in welchem Ausmaß diese von Kommunisten beherrscht werden. Die kalte Gleichgültigkeit des rechten Flügels kommt ihnen dabei wirksamst zu Hilfe. Die christlich eingestellten Mitglieder kommen einfach nicht zu den Versammlungen. Sie fehlen bei den Abstimmungen. Es ist ihnen zu langweilig und zu unbequem, bis um Mitternacht in der schlechten Luft rauchgeschwängerter Lokale zu sitzen. Was könnten sich die Roten besseres wünschen? Sie wissen die Lage mit äußerster Geschicklichkeit auszunützen. Haben sich in kurzer Zeit in eine erstaunliche Zahl leitender Stellungen hineingeschafft. Zeitweilig sah es wahrhaft gefährlich aus. Sie hätten bei plötzlichem Kriegsausbruch durch Ausruf eines Generalstreiks die ganze Industrie lahmlegen und durch gleichzeitige Sabotage den Sieg der bolschewistischen Weltrevolution herbeiführen können. Das ist wohl der Grund, daß man ihnen endlich zu Leibe rückt.

Durch das neue Gesetz verlieren solche Arbeiterverbände jeglichen Rechtsschutz. Im Kampf um höhere Löhne! Im Kampf um sogenannte „Randvergünstigungen (z.B. Ferien mit Bezahlung)! Bei Beschwerden gegen ungerechte Behandlung durch Fabrikherren! Was bleibt solchen Verbänden auf die Dauer übrig? Sie müssen die kommunistischen Bevormundungen durchbrechen oder ganz und gar auseinander gehen.

Das Gesetz ist auch ein Schlag gegen die ganze Partei. Sie ist keine gesetzlich geschützte Vereinigung mehr; sie ist eine verbotene Körperschaft. Die Mitgliedschaft darin wird zu einer Ehrlosigkeit, zu einem vaterlandsfeindlichen Vergehen. Als staatsgefährliche Verbindung können sich die Kommunisten nicht mehr neben den Demokraten und Republikanern zur Wahl stellen, weder in den einzelnen Staaten noch für den Congreß und Senat in Washington. Wer für sie oder mit ihnen arbeitet, macht sich des Hochverrats verdächtig; macht sich zum Auswurf der Gesellschaft.

Drei Dinge müssen beim Menschen in Ordnung sein, wenn er glücklich werden will: Sein Verhältnis zum Beruf, sein Verhältnis zur Ehe und sein Verhältnis zum Herrgott.
D. Huth

Es liegt aber noch viel mehr in dem Gesetz. Es wirkt sich vernichtend aus auf die Finanzierung der Partei und trifft sie damit in ihrem Lebensnerv. Wir fragen uns machmal: woher nehmen die Kommunisten das Geld für ihre riesige Propaganda? Für die Bezahlung ihres weitverzweigten Verwaltungsapparates? Man denkt da gleich an umfangreiche Unterstützungen, die von Rußland aus in die Parteikasse fließen. Man denkt an die Beiträge der Mitglieder. (Sie betragen jährlich für jeden wenigstens einen Wochenlohn!). Man denkt an gelegentliche Einkünfte von Tänzen oder Kartenspielunterhaltungen. Men denkt nicht daran, daß die Partei sich im großen Stil an Geschäftsunternehmungen beteiligt. Daß sie seit langem wie ein Oktopus (Seepolyp) ihre Hand auf die Geschäftswelt gelegt hat. Daß sie Geld macht in Tanzhallen, Kinos, Trinkstuben, Hotels und Autogaragen. Daß sie sich auf den Ein- und Austausch von Gütern im Großhandel eingeschworen hat. In Italien macht Togliatti mit seinen Radikalen auf

1955 - St. Joseph's Jahr

von P. Georg J. Lavoie, O.M.I.

Das Jahr 1954 war allen Katholiken der Welt das große Marienjahr. Unserem Lande Kanada ist 1955 ein St. Josephsjahr. Diese Bestimmung wurde von der kanadischen Hierarchie — den Kardinälen und Bischöfen des Landes — anläßlich der letzten Bischofsversammlung veröffentlicht. Das St. Josephsjahr 1955 der kanadischen Lande soll als Vorbereitung auf das kommende Fest des Goldenen Jubiläums unseres großen St. Joseph-Heiligtums zu Montreal gelten.

Kanada's besondere Verehrung des hl. Joseph geht bis auf die ersten Tage der Kolonisation unseres Landes zurück. Immer schon haben der heilige Joseph und Kanada zusammengehört.

Die allerersten Missionare im Osten Kanadas, die Rekollektionisten (1624) und die Jesuiten (1637) erwählten St. Joseph bereits vor über dreihundert Jahren zum besonderen Schutzpatron Kanadas.

Im Jahre 1640 weilte die in Kanada so bekannt gewordene Schwester Maria von der Inkarnation noch in Frankreich. Vor dem Allerheiligsten betend, wurde sie mit einer Vision begnadet. Sie sah ein großes Land vor sich, und darüber als Schutzpatron den heiligen Joseph. Eine Stimme sagte ihr: „Das Dir hier gezeigte Land ist Kanada!"

Etwas später kam in Frankreich eine reiche Frau zum Sterben. „Falls ich doch wieder gesund werden sollte", geht es ihr durch den Sinn, „ziehe ich nach Kanada. Dort würde ich dem hl. Joseph ein Heiligtum bauen. Mein ganzes Leben und all' mein Geld würde ich ihm schenken." Und sie wird fast sofort wieder gesund! Sie zieht nach Kanada, um ihr Versprechen zu erfüllen. Ihr Name ist Madame de la Peltrie, Gründerin der kanadischen Ursulinerinnen.

Nach einem Breve Papst Leo XIII. vom 14. Juni 1892 wurde die besondere Andacht der Kanadier zum hl. Joseph durch die unermüdlichen Arbeiten und Opfer des Priesters de Montmerency und der Madame Marguerite Bourgeoys, Gründerein der Schesternkongregation Unserer Lieben Frau, in unserem Lande verankert.

In anderen Schriften lesen wir von einer Schwester Maria Katharina vom hl. Augustinus, der am 18. März 1664 auch eine besondere Gnadenstunde kam. „Kanada, das Land, das mir gehört", soll St. Joseph ihr damals gesagt haben.

All' die bis jetzt genannten Priester und Schwestern nannten den Närvater Christi immer nur „unser guter Vater St. Joseph."

Diese kurzen Bemerkungen aus der geistigen Geschichte Kanadas sprechen für sich selbst. Sie bezeugen „die Liebe seit Anbeginn" der frömmsten Seelen des jungen Kanada.

Es ist deswegen auch nicht zu verwundern, daß unter den Nachkommen der ersten Ansiedler Kanadas immer noch die Sitte besteht, ihren Söhnen in der Taufe zum gewählten Namen auch noch den Namen „Joseph" geben. Ein lebendes Zeugnis der nie unterbrochenen besonderen Andacht zum hl. Joseph ist diese Tradition.

Das allerschönste Zeugnis des Zusammengehörens von St. Jo-

---

diesem Wege 50 Millionen Dollar Reingewinn in einem Jahr. Ein Drittel davon sind Spesen für Vermittlung von Lieferanten zwischen Warenhäusern im Westen und Firmen hinter dem Eisernen Vorhang. Die Partei in Amerika betreibt dieselbe Politik mit erstaunlicher Gründlichkeit. Nun aber sind die Geldquellen am Versiegen. Das Antikommunistengesetz hat sie unter den Hammer genommen.

Man paßt sich, mit einem Wort, der von Quebec angenommenen Linie an. Es hat Jahre genommen, bis man sich zu diesen Sicherheitsmaßnahmen entschloß. Nun aber sind sie Wirklichkeit. Man fragt sich nur, warum es solch lange Zeit nehmen mußte. Ist es nicht ein Confiteor (Selbstanklage) auf Mangel an praktischem Urteil? Ist es nicht ein offenes Geständnis von weltfremdem, wurmstichigen Idealismus? Es kann nur bedeuten, daß die „dummen" französisch Kanadier klar gesehen und folgerichtig gehandelt haben. Daß sie den Amerikanern um Jahrzehnte im Denken und Handeln voraus gewesen sind. Wir freuen uns der ganzen Entwicklung und gestehen mit einem Gefühl des Wohlbehagens: Endlich dämmert es . . . .

seph und Kanada ist das St. Joseph-Nationalheiligtum am Mont Royal zu Montreal. Ungezählt sind die von dort kommenden Gnadenerweise — besonders seit der heiligmäßige Bruder Andreas (gest. 1936), wohl der größte St. Josephs-Verehrer in der kanadischen Geschichte, für alle bittet, die zusammen mit ihm anrufen den hl. Joseph.

Seit kurzer Zeit arbeitet in Montreal auch eine St. Josephs-Forschungskommission, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit allem nachforscht, was St. Joseph betrifft. Alle St. Joseph-Reliquien, Wunder, Bücher, Gemälde, Lieder usw. werden eifrigst gesammelt und geprüft.

Unsere Oblatenmissionare der Eismissionen haben den hl. Joseph zum „Missionsverwalter und Brotherrn" erwählt. Ohne Ende können die Missionare von St. Joseph's Hilfe in Not und Hunger erzählen.

Viel schuldet unser Kanada dem hl. Joseph. Daß das Jahr 1955 zum St. Josephs-Jahr Kanadas erhoben wurde, ist nur recht und billig. Machen wir das St. Josephsjahr zum Jahr des besonderen Dankens und zum Jahr wachsender St. Josephsliebe. Betrachten wir ihn als unseren ganz besonderen Schutzpatron. Kanada ist St. Joseph's Land, und wir sind St. Joseph's ganz besonderer Liebe Kinder. Bitten wir ihn, fernzuhalten von unserem Lande Kanada, von unserer kanadischen Scholle, auf der wir leben und wirken; fernzuhalten auch von Haus, Familie und Herz die vielen Übel, an denen die Kultur der heutigen Welt gegenwärtig krankt.

* * *

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

VOM FASTEN

Nichts stählt so den Charakter wie gerade das Fasten, das sich der Mensch um der Liebe zu Gott willen auferlegt.

Ein Mensch der fasten kann, beweist damit, daß er kann, was er sich vornimmt; leider können das nicht alle Menschen.

Fasten muß, um wertvoll zu sein, unauffällig geschehen. Wer sich dessen rühmt, raubt ihm, wie überhaupt jedem Opfer, das er bringt, die tiefere Bedeutung.

Fasten in Kriegs- und Nachkriegszeiten war deshalb so schwer, weil es uns aufgezwungen wurde.

Freiwilliges Fasten dagegen beglückt, wie jedes freiwillige Opfer, auf wunderbare Weise.

Christus selbst hat das Fasten für uns geadelt, indem er in die Wüste ging und vierzig Tage und Nächte fastete.

Aber dieses Fasten hat Christus mit dem verbunden, was unlöslich mit ihm verbunden sein muß — das ist das Gebet.

Welche Kraft gerade aus dem Fasten erwächst, bewies Christus — Er holte sich durch Fasten und Beten die Kraft für das größte Erlösungswerk aller Zeiten!

Lehrt schon eure Kinder, im Rahmen des Möglichen zu fasten, auf etwas zu verzichten — ihr ahnt nicht, welche Kraftquelle ihr ihnen dadurch für's Leben erschließt.

Es hat keinen Heiligen gegeben, dem nicht die Wunderkraft des Fastens bekannt gewesen wäre und der es nicht ausgeübt hätte.

Wir wollen in dieser Zeit der Ungewißheit freiwillig fasten und beten, damit uns Gott gnädig vor Zeiten des unfreiwilligen Fastens verschonen möge! J. A.

Als die Apostel den Heiland fragten warum sie einen Besessenen vom bösen Geiste nicht befreien konnten, antwortete der Herr: „Diese Art von Dämonen läßt sich nicht austreiben, es sei denn mit Gebet und Fasten." Auch das Übel, das heute die Menschheit quält, kann nur überwunden werden durch einen allgemeinen Kreuzzug von Gebet und Buße. Sie muß ihre Gebete und Buße verdoppeln, um vom Himmel für die Kirche starke Hilfe im gegenwärtigen Kampf zu erflehen durch die Fürsprache der Unbefleckten Jungfrau Maria. Wie Maria einst den Kopf der Schlange zertreten hat, so ist sie immerdar die sichere Beschützerin und die unbesiegte „Hilfe der Cristen."

Pius XI. Rundschreiben über den Kommunismus

Auch von GOTT vergessen?

„Der hl. Josef ist jener Heilige, über den viele sprechen, den die meisten aber nicht kennen." Diese Worte meines früheren Professors kommen mir immer wieder in den Sinn, wenn der Monat März, der Monat des hl. Josef, naht. Und woher kommt es, daß wir ihn so wenig kennen oder gar nicht beachten? Teils liegt es in seinem Beruf, der von ihm verlangte, stets im Hintergrund zu stehen, teils trägt eine jahrhundertelange Tradition Schuld daran, die uns immer wieder ein verkehrtes Bild über ihn gab, das leider zu oft in ein Zerrbild ausartete. Und dennoch ist er nicht ein alter und gebrechlicher Greis, wie er auf manchen Bildern der Geburt Jesu erscheint und der, als er mit Maria verlobt wurde schon Witwer gewesen sein soll. Nein, er ist eine Persönlichkeit, ein Mann, dessen Charakter und Leben, einen Eindruck auf dem verborgenen Leben Jesu zurückließen.

Daß seine Sendung von ihm verlangte, bescheiden zurückzustehen, stimmt, aber es ist nicht recht, daß er auf Grund dieser einzigartigen Sendung im Hintergrund gehalten werden soll. Als die Fülle der Zeiten kam und Jesus unsere Menschennatur annehmen sollte, da beschloß Gott, daß dies innerhalb einer Familie geschehen sollte. Die schönste von allen Frauen, die Gott je geschaffen, sollte die Frau und Mutter dieser Familie sein. Und so erscheint es uns nur ganz natürlich, daß der Mann dieser Familie auch eine einzigartige Persönlichkeit sein sollte.

Aus der Hl. Schrift wissen wir nicht viel über sein Leben. Der hl. Lukas erzählt uns, daß der hl. Josef durch seinen Vater Heli von David abstammte. Auch der hl. Matthäus berichtet uns die Abstammung Josefs aus königlichem Geschlecht. In Nazareth lebte er als Zimmermann und Holzarbeiter. Dort verlobte er sich auch mit Maria und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man annimmt, daß er damals wohl in der Vollkraft seiner Jahre stand und nicht jener Greis war, von dem wir Anfangs sprachen. Die meisten Theologen nehmen an, daß der hl. Josef zur Zeit seiner Verlobung 18 und Maria 13 Jahre zählte. Nach jüdischem Eherecht ist die Verlobung schon der Vermählung gleich. Nach der Verlobung Josefs mit Maria vollzog sich an ihr das Geheimnis der göttlichen Menschwerdung. Josef fand bald durch Engel aus, daß Gott ihn auserwählt habe, für eine Vaterschaft, wie sie noch nie vorgekommen war. Damals konnte Josef noch nicht ahnen, daß seine jungfräuliche Ehe mit Maria nur eine Vorbereitung für etwas Größeres war. Gott hatte ihre Ehe nur deshalb zustande kommen lassen, damit später auf wunderbare Weise der Sohn Gottes in ihr empfangen und geboren werden konnte. Da der Leib der Jungfrau ein Tempel des Hl. Geistes sein sollte, so stand es Josef nicht zu, den zu erzeugen, der von Ewigkeit her im Schoße des ewigen Vaters gezeugt worden war. Dafür belohnte ihn Gott reichlich indem er ihn zu jenem Menschen machte, der seinem Sohne am nächsten sein sollte. Er durfte dem Jesuskinde die ganze Liebe und Sorge eines Vaters schenken. In jeder Beziehung war er der Vater des Kindes, auch wenn er nur dessen Pflegevater war. Die geistlichen Banden, die Vater und Sohn hier auf Erden verbinden, waren so vollkommen zwischen Jesus und Josef, daß wir vergeblich hier auf Erden nach einem ähnlichen Beispiel schauen werden.

Bescheidenheit ist das Los vieler Väter und wir finden Bescheidenheit auch im hl. Josef. Und dennoch war er für die hl. Familie eine Notwendigkeit, wie alle Väter es für ihre Familie sind. Er mußte mithelfen, Gottes Pläne zu verwirklichen. Der Mutter und dem Kinde mußte er jene Liebe und jenen Schutz gewähren, die sie von ihm erwarteten. Die Tatsache, daß Jesus Gott war schloß nicht aus, daß er eine menschliche Natur hatte und uns in allem gleich wurde, die Sünde ausgenommen. Die Menschheit Jesu verlangte, daß er einen Vater hatte, der sich mit ihm zu Hause abgab, der mit ihm spielte, ihn unterrichtete und ihm Befehle erteilte. Welche Demut unseres Heilandes, der hier seinem eigenen Geschöpf — denn der hl. Josef war ein Geschöpf Gottes wie wir alle — für so viele Jahre untertan war.

Jahre später sehen wir Jesus als Messias das Land durchziehen. Johannes der Täufer befand sich gerade im Kerker und sandte seine Boten zu Jesus mit der Frage: „Bist du es der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" Nachdem ihnen Jesus die richtige Antwort gegeben hatte und sie zurückgekehrt waren sprach er zum Volke:

„Unter denen, die vom Weibe geboren sind, ist kein Größerer aufgetreten als Johannes der Täufer." Was war geschehen? Hatte Jesus seinen Pflegevater vergessen? Was hätte Josef gesagt oder gedacht, wenn er diese Worte seines Sohnes, für den er sich verzehrte wie eine brennende Kerze, um ihm, dem Gottsohne zu dienen, damals gehört hätte? Es fällt uns schwer zu glauben, daß Jesus seinen Vater vergessen konnte. Und dennoch hat er ihn vergessen, das zeigen seine Worte klar. Es war ein Teil seines göttlichen Planes, den wir Menschen nie verstehen werden. Jesus mußte sich den Menschen seiner Zeit als der verheißene Erlöser zeigen und beweisen, daß Johannes der Herold der frohen Botschaft war. So konnte er öffentlich kein Zeugnis ablegen für seinen Pflegevater, dem er im Innern dennoch einen Ehrenplatz bewahrte. Jesus machte bei der Seligpreisung des Täufers eine Ausnahme, denn er selbst und seine Mutter waren von einem Weibe geboren. Und Johannes war bestimmt nicht größer als sie. Die nächsten Worte Jesu erklären den Vergleich, den er bei der Seligpreisung des Johannes im Sinne hatte: „dennoch ist der Kleinste im Himmelreich größer als er" (d. h. als Johannes). Johannes ist in seiner Stellung als Vorläufer des Gott-Messias der Größte aller vom Weibe geborenen. Allerdings ist das, was der Gott-Messias bringt, etwas so Erhabenes, über alles rein Menschliche hinausgehendes Übernatürliches, daß selbst der größte „vom Weibe Geborene" dahinter verschwindet. Der Kleinste im Himmelreich ist größer als Johannes. Damit soll Johannes nicht die Teilnahme am Himmelreich — wir würden sagen: der Besitz der heiligmachenden Gnade — abgesprochen sein. Aber insofern er als Vorläufer noch zum Alten Bund gehört, gilt dieses Wort von ihm. Doch hat er eins allen anderen Propheten des Alten Bundes voraus: er steht nicht mehr lediglich und ganz im Alten Bund, sondern er ragt schon hinüber in den Neuen Bund, der mit ihm beginnt." (W. Lauck) Darum mußte Jesus für ihn Zeugnis ablegen und ihn vor allen seligpreisen.

Josef war aber nicht nur Pflegevater des Jesuskindes, er war auch der Mann Mariens. Maria war das vollkommenste Geschöpf, das je aus der Hand des Allerhöchsten hervorging, aber sie benötigte dennoch einen Gemahl, der ihr zur Seite stand und die Pflichten eines Familienoberhauptes getreu erfüllte. Wir können sogar noch einen Schritt weitergehen und sagen, da Maria die vollkommendste Frau war, so war die Liebe, die sie mit Josef verband, das harmonischste Band, das Eheleute je auf dieser Erde umschlang. Es ist der Wille Gottes, daß der Mann in der Ehe die Autorität ausübt, immer vor Augen habend, daß dieselbe ihm zum Wohle der Seinen anvertraut worden ist. Als Königin und Herz der hl. Familie achtete Maria die Autorität des hl. Josef, denn er war König und Haupt ihrer Familie. Sie war dankbar für seine Sorge, seine Arbeit und seine Gesellschaft. Gott hatte ihn ja ihr als den Mann gegeben, der als einziger würdig war, ihr Gemahl zu sein.

Als der barmherzige Gott beschloß, das Werk der Erlösung zu vollbringen, wollte er es auf so weisheitsvolle Art ausführen, daß die ersten Anfänge der Erlösung der Welt das erhabene Bild einer von Gott gegründeten Familie boten, in der alle Menschen das vollkommendste Vorbild häuslichen Gemeinschaftslebens und aller Tugend und Heiligkeit schauen können. So haben die Familienväter in Joseph wahrhaft das schönste Vorbild väterlicher Hut und Fürsorge. Die Mütter haben in der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter ein unübertreffliches Beispiel der Liebe, der Ehrfurcht, der Unterordnung, des vollkommenen Glaubens. Die Kinder aber haben in Jesus selbst, der ihnen untertan war, das göttliche Vorbild des Gehorsams, das sie bewundern, verehren und nachahmen sollen . . . . Man kann nichts Heilsameres und Wirksameres für die christlichen Familien erdenken, als dieses Beispiel der Heiligen Familie.

Leo XIII.

Gott, der den Menschen geschaffen hat, weil er ihn liebte und von ihm geliebt werden wollte, hat sich nicht nur an seinen Verstand und seinen Willen gewandt; um sein Herz zu rühren, hat er selbst ein Herz von Fleisch angenommen. Und da es der deutlichste Beweis der Liebe zwischen zwei Herzen ist, wenn der eine sich ganz dem andern schenkt, läßt sich Jesus herab, diesen Austausch der Herzen dem Menschen anzubieten: er hat das seine auf dem Kalvarienberge hingegeben, gibt es jeden Tag, tausende Male, auf dem Altare, und verlangt dafür das Herz des Menschen: „Mein Kind, schenk mir dein Herz!"

Papst Pius XII.



Heil'ger Josef! hör uns flehen,
nimm das Lob, das wir dir weihn,
du, den Gott hat auserſehen,
Nährer ſeines Sohn's zu ſein.

Jeſum, aller Menſchen Segen,
und die Mutter, deine Braut,
ſie zu ſchützen, ſie zu pflegen,
hat ſie Gott dir anvertraut.

O, du konnteſt mit Entzücken
hier in deinem Leben ſchon
an dein Herz den Heiland drücken:
dir gehorchte Gottes Sohn.

Und in deinem letzten Scheiden
ſchloß er dir die Augen zu,
Macht dich frei von allen Leiden,
Führ't dich ſanft zur ew'gen Ruh.

Welche Macht und welche Ehre
ſchenket dir dein Pflegeſohn!
Drum der Kirche Hilf' gewähre,
du, ihr großer Schutzpatron.

Trierer Geſangbuch

Das ſind einige der Gründe warum der hl. Joſef ſo wichtig war im Leben der hl. Familie zu Bethlehem und Nazareth. Und trotz allem ſtand er ſtets im Hintergrund. Zeitweilig wurde er für den natürlichen Vater Jeſu gehalten und ſchützte ſo Mutter und Kind gegen alle Anklagen und Gerüchte von außen. Als dieſe Zeit vorüber war trat auch Joſef wiederum zurück und diesmal verſchwand er faſt gänzlich. Wäre er zu bekannt geweſen oder hätte er noch während des öffentlichen Lebens Jeſu gelebt, dann wäre er ein Hindernis für Jeſus geweſen, dem es darauf ankam, ſich den Menſchen als Sohn Gottes zu zeigen. Mit ſeinem Tod trat der hl. Joſef leiſe in den dunklen Schatten und wurde dort in ſeiner Beſcheidenheit durch viele Jahrhunderte zurückgehalten. Zuerſt mußte die Gottesſohnſchaft ſeines Sohnes und die Jungfräulichkeit der Mutter aller Welt klar gemacht und vor allem Irrtum ſicher ſein, dann durfte auch er wieder erſcheinen. Und er erſchien. Im 16. Jahrhundert ſehen wir die Verehrung zu ihm wie einen ſtrahlenden Stern am Himmel aufgehen, der nun nicht mehr verdrängt wird, ſondern hoch über uns für alle Zeiten ſteht als Fürſprecher eines guten Todes, als der Patron der Erzieher, als Vorbild innerlicher Seelen, als Schutzherr der Keuſchheit, der Ehe und Familie, der Kinder und Waiſen, der Reiſenden und Handwerker und als Schutzpatron der geſamten kath. Kirche.

Drei Kreuztraeger

von Josef Hachmann

Sie hatten es gelobt. Damals, als die Luft glühend war vor Haß und die Bomben heulend niederprasselten, um alles zu verbrennen und zu vernichten, was ihnen erreichbar war. Damals hatte der betagte Pfarrer des Dorfes, das zwischen hohen Bergen in einem geschützten Kessel lag, die Gemeinde in die Kirche gerufen und von Golgatha gesprochen. Und sie hatte es hoch und heilig geschworen: Wenn der Herr der Weltgeschichte uns verschont, dann werden drei Männer als Vertreter unserer Gemeinde das Zeichen der Erlösung aufrichten auf dem höchsten Gipfel unserer Berge.

Und es kam die Zeit, da der Krieg sich selber aufgefressen hatte und alles, was noch lebte, verängstigt und verstört aus Kellern und aus Unterständen kroch. Auch die Bewohner des Dorfes zwischen den Bergen. Sie wußten: Alles lag ringsum in Trümmern, aber von den Dächern ihrer Häuser hatte sich nicht einmal ein Ziegelstein gelöst. Da gedachten sie ihres feierlichen Gelübdes und zimmerten ein Kreuz. Doch niemand schien mehr große Lust zu spüren, das Wagnis auf sich zu nehmen und das Kreuz hinaufzutragen bis zum Bergesgipfel. Und der Priester versammelte die Dorfgemeinde und sagte: „Das Kreuz steht seit langem schon bereit, aber es fehlen die Kreuzträger." Er, der Priester, sei selbstverständlich gewillt, es zu tragen. Aber er könne es nicht allein, und er wäre auch ein schlechter Hirte, wenn er die ihm von Gott anvertrauten Seelen von der Last des Kreuzes freisprechen wolle. Und deshalb sollte die beiden andern, die das Gelübde vorschrieb, das Los bestimmen.

Heinrich Friese war der erste, den das Los traf. Er war ein angesehener Mann, der nicht nur als Schützenhauptmann die Kompanien hoch zu Roß zur Volksstange führte, sondern auch im Kirchenvorstand ein gewichtiges Wort zu sprechen hatte. Er sah die Balken an. Und schätzte ab, worauf er sich als Angestellter eines großen Sägewerkes verstand. Denn schon manchen Baum hatter er mit einem einzigen Blick nach Festmetern berechnet, so daß er wußte, was er wog und wert war. So schwer kann es nicht sein, war seine Meinung.

Das zweite Los traf Anton Rappen. Hufschmied von Beruf. Ein guter Christ, wenn alles so verlief, wie er sich dachte. Da dieses aber meistens nicht der Fall war, nörgelte er das ganze Jahr hindurch. Angefangen von der Steuer bis zu der Predigt des Pastors. Er wolle sich nicht drükken, betonte er, aber er müsse dennoch sagen, daß das Gelübde etwas leichtsinnig gemacht wäre. Er wäre überhaupt nicht für Gelübbde, aber wenn man schon glaube, ohne es nicht auskommen zu können, dann müsse man vorher sich genauer überlegen, was man gelobe.

„Am Gelübde ist nun nichts mehr zu ändern, Hufschmied", war die Ansicht der Gemeinde.

Das sähe er ja ein, antwortete Anton Rappen, und er wäre auch bereit, das Kreuz tragen zu helfen. Aber er mache dennoch den Vorschlag, daß statt des Pfarrers ein anderer sich melde. „Denn", sagte er, „mit unserem Pastor ist nicht zu rechnen. Er ist zu alt und auch zu schwach, um durchzuhalten bis zum Gipfel."

Der Pfarrer hörte nicht auf seine Worte. Neigte sich zum Kreuz und legte das eine Ende des Querbalkens über seine schmale Schulter.

Sie schleppen dort zu schwer, Hochwürden", sagte Heinrich Friese, „gehen Sie nach hinten und helfen Sie dem Hufschmied Rappen den Längsbalken tragen."

Der Pfarrer schüttelte sein graues Haupt: „Nein", sagter er, „es ist schon in Ordnung. Die schwerste Last des Kreuzes gehört dem Priester."

„Doch Ihre Kräfte reichen nicht, Hochwürden", gab der Hufschmied zu bedenken..

„Sie sind ans Kreuztragen gewöhnt", antwortete der Priester.

Sie schritten aus. Der Priester vorn. Dicht hinter ihm Heinrich Friese. Am Ende des langen Balkens der Hufschmied Anton Rappen. So trugen sie das Kreuz schweigend durch die Straßen und nahmen den schmalen Pfad, der ins Gebirge führte. In vielen Windungen zog er nach oben. Mit schwacher Steigung noch.

Sie schritten weiter. In des Waldes Zwielicht, wo in der Fülle ihrer Kraft, trotzig und erdverwurzelt, die hohen Eichen und die Buchen standen. Wildtauben gurrten in brünstiger Gier und weckten das Verlangen, das Kreuz als unnützen Balast abzuwerfen. In des Hufschmieds Seele hatte sich ein Unmut angestaut, der sich nicht länger mehr gefesselt halten ließ:

„Es ist ein Unsinn!“ rief er überlaut.

Unsinn, Unsinn . . ., hallte es zurück, als wenn Geister aus der Tiefe sein Wort bestätigen und bekräftigen wollten.

„Es ist ein Unsinn“, wiederholte Rappen, „das Kreuz den ganzen langen Weg zu tragen.“ Man hätte es auf einen Wagen laden sollen, um es zu fahren bis zum Fuß des Berges.“

„Das Kreuz des Herrn hat der Christ auf sich zu nehmen, wenn er sein Jünger sein will“, verwies der Priester ihm die Worte. „Kein Menschwitz kann ihn davon befreien.“

„Aber genügt es denn nicht, wenn wir es den Rest des Weges tragen?“

„Diese Frage, Freund“, sprach der Priester, „haben schon viele vor dir gestellt — nicht zu ihrem Heil.“

Es wurde steiler. Der Wald verlor sich. Nur einzelne Fichten noch fristeten in unfruchtbarem Geröll ihr kümmerliches Dasein. Der Weg war steinig, und das Kreuz begann zu drücken. Heinrich Friese wischte sich den Schweiß von seiner Stirne:

„Hochwürden“, sagte er, „wer hätte das gedacht!“

„Was denn?“.

„Daß das Kreuz so schwer ist.“

„Es ist das Kreuz von Golgatha, mein Freund.“

„Aber ich habe mich doch sehr verrechnet.“

„Kanntest du es nicht?“

Nein, Heinrich Friese hatte es bis jetzt noch nicht gekannt. Er hatte viele Kreuze in den Kirchen hängen sehen. In allen Größen, aus Holz, aus Kupfer und aus Silber. Und hatte sich zuweilen auch gefreut, wenn sie besonders schön geschnitzt waren. Aber das heilige Kreuz, durch das der Gottmensch eine Welt erlöste, war ihm bis heute unbekannt geblieben.

Der Weg verlor sich in Latschen und in verkrüppeltem Gesträuch. Keine Vogelstimme war hörbar. Nur des Bussards räuberischer Schrei. Aber im schroffen Anstieg zeigte sich der Gipfel ihren Blicken:

„Pause!“ schrie Anton Rappen.

„Pause!“ wiederholte Heinrich Friese.

Pause, Pause . . ., hallte es aus den Bergen.

„Der Herr bewahre uns vor einer Pause“, betete der Priester,

„sonst laufen wir Gefahr, daß uns das Kreuz entgleitet und wir es nicht mehr wiederfinden.“

„Hochwürden, es geht über Menschenkräfte“, rief Heinrich Friese.

„Ihr müßt es nicht nur mit der Kraft der Muskeln tragen, auch mit der Kraft des Glaubens und der Liebe.“

Eisig pfiff der Wind und riß des Priesters mahnend Wort in Fetzen. Der Wind trieb sein Spiel mit dem Kreuz und seinen Trägern, deren Füße jetzt auf nacktem Felsen standen, wo zu beiden Seiten abgrundtiefe Schluchten auf ihre Opfer warteten.

„Mir schwindelt“, klagte jemand.

„Schau nicht zurück, blick unentwegt nach oben. Der Gipfel ist ja nicht mehr weit“, ermunterte der Priester.

„Ich kann nicht mehr“, stöhnte es zurück.

„Halt aus, mein Freund“, rief ihm der Priester zu, „nur wenige Schritte noch, und wir sind oben.“

„Es ist Torheit!“ brüllte es in die Einsamkeit hinein.

Torheit, Torheit . . ., rief es aus den Schluchten.

„So spricht der Heide, aber nicht der Christ.“

„Das Kreuz erschlägt uns!“

„Gott“, betete der Priester, „du bist meine Stärke: Warum willst du mich verstoßen?“

Sie keuchten. Auch der tiefgebeugte Priester. Die, welche ihm folgten und trotz allem die Treue hielten, hörten das Gebet, bekreuzten sich mit dem Priester und stemmten ihre letzte Kraft unter das Siegeszeichen über Tod und Hölle.

Sie standen vor dem Gipfel. Ihr Atem ging in Stößen und glich dem Röcheln der Menschen, die den letzten Schritt ins Jenseits tun. Dann aber waren sie am Ziel. Hoch oben! Wo sie die Sonne strahlend in Empfang nahm und alle Erdenlast tief unter ihnen lag. Freudig pflanzten sie das Kreuz. Wie ein gewaltiger Triumpf ragte es empor.

Die Gemeinde aber, die zurückgeblieben war und unten stand in Erwartung und Hoffnung, hörte ein Alleluja singen, als sei der Ostermorgen angebrochen.

Nichts auf Erden kann uns in Wahrheit befriedigen; nur insoweit verkostet man ein wenig Frieden, als man bereit ist, den Willen Gottes zu erfüllen.

Hl. Theresia v.K.J.

• • •

Ein Tröpflein Wermut muß jedem Kelche beigemischt sein, und ich finde, daß gerade die Prüfungen sehr dazu angetan uns von der Erde loszulösen.

Hl. Theresia v.K.J.

Auf Besuch bei den Indianern des Nordens

von P. Joseph Simon O.M.I. Direktor des Marianischen Missionsvereins

Die Indianerschule von Beauval

Hier wird von einem der interessantesten und bezaubernsten Flecken unserer Provinz Saskatchewan erzählt —von Beauval. Interessant und bezaubernd ist Beauval — auf deutsch „Schönes Tal" — nicht nur seiner landschaftlichen Reize wegen, sondern weit mehr noch wegen der echt west-kanadischen Romantik, die Beauvals Menschen zeichnet. Dr. H. Schropp aus Cudworth hatte mich eingeladen, ihn als Gast auf einer Sportsreise zum Lac La Plonge zu begleiten. Der tiefblaue, große See „Lac La Plonge" liegt ungefähr vier Meilen von der Indianerschule Beauvals entfernt.

Unsere Reise begann in Meadow Lake, Sask. Von dort flogen wir in einem kleinen Flugzeug über das seenreiche Nordland unserer Pronviz, kreuzten den wilden Waterhenfluß, bis wir nach 55 Minuten Flugzeit auf den Wassern des historischen Beaver River landeten. Schwere Regenwetter hatten den Beaver River über seine Ufer treten lassen. Fast das ganze Tal stand unter Wasser.

Am Beaver River wartete ein Cree-Indianerbub auf uns. Wir stiegen in seinen Baumkahn (canoe) und fuhren über den Fluß, zum Nordufer. Dort steht, von einem sanften Hügel die Landschaft überschauend, die Indianerschule von Beauval. Der erste Eindruck, den dieses historische Gebäude aus rotem Ziegelstein auf den Ankommenden macht, ist Ordnung und Sauberkeit. Neben der Schule selbst steht das alte Missionshaus der Oblaten, das von 1917 bis 1935 als „Priesterseminar im hohen Norden" dienen durfte. Weiter hinten sehen wir die Stallungen und die Scheunen der Beauval-Missionsfarm.

Seele und Triebkraft der Beauval Mission und seiner Indianerschule — deren Ruf als Erziehungs- und als Schulanstalt weit und breit geachtet wird — ist Pater Landry O.M.J., der Obere und der Missionsdirektor von Beauval. Obwohl erst kaum über seine Vierziger hinweg, hat Pater Landry sich als außerordentliches Talent in Geschäfts- und Verwaltungssachen erwiesen. Daß Pater Landry auch ein außerordentlich warmes Herz hat, zeigte sich in der lieben, echten Oblatengastfreundschaft, mit der er uns aufnahm. Dieselbe Oblatenliebe fanden wir auch unter den Missionsbrüdern der Beauval Mission und von seiten des Bruders von P. Landry O.M.J., des Herrn Lorenz Landry.

Reich an Geschichte ist Beauval. Reich an Geschichte, die geschrieben worden ist vom Leben der Oblatenpatres, der Oblatenbrüder und der Schwestern der Beauval Mission

Die Indianerschule

Gegründet wurde die Indianerschule von Beauval im Jahre 1905. Die interesssanteste Persönlichkeit der großen in der Indianerschule lebenden Familie ist wohl der heute im Ruhestand lebende Oblatenbruder A. Ducleaux O.M. J. Achtzig Jahre ist er alt. Frisch jedoch ist er immer noch an Herz und an Gedächtnis. Bruder Ducleaux erzählte mir seine Geschichte. Im Jahre 1895 kam er von Frankreich nach Kanada. Im Februar 1904 fuhr er mit Pferden von Prince Albert bis hoch hinauf nach Il a la Crosse. Ein Jahr später beschlossen die Patres Lecorre O.M.J. und Rapet O.M.J, dort oben eine Mission zu bauen. Bruder Ducleaux wußte sofort, wo gebaut werden mußte. Er hatte ein Bächlein gefunden, das dem Lac La Plonge entfloß und in starkem Wasserfall in den Beaver River stüfzte. Dieser Wasserfall war wie ein Geschenk vom Himmel. Bruder Ducleaux wollte ihn als Treibkraft für seine Sägemühle ausnützen, denn viel Holz mußte gesägt werden für den Bau der neuen Mission.

So kam es denn, daß die Beauval-Mission dorthin kam, wo sie heute steht. Man begann sofort mit dem Bau der Sägemühle und sobald das nötige Holz vorhanden war mit der Schule. Im Oktober 1905 war die Indianerschule von Beauval fertig. Fünf Jahre später kamen die ersten Grauen Schwestern nach Beauval, um die Erziehung der Indianermädchen zu übernehmen. Eine der allerersten Schwestern, Schwester Adelain, ist immer noch dort. 45 Jahre ihres Lebens hat sie bis jetzt in Beauval verbracht.

Im Jahre 1927 zerstörte ein Brand die ganze Schule. Eine Schwester und 19 Indianerbuben verloren bei diesem Brand ihr Leben. Die Oblaten-Missionsbrüder ließen sich keine Minute Zeit, der alten Schule nachzuträumen. Sie begannen sofort damit, selbst Ziegelsteine zu brennen und die neue, heutige Schule aufzubauen. Gegenwärtig leben 136 Indianerkinder in der Missionsschule von Beauval. Pater Landry O.M.J. holt sich diese Kinder jeden September per Lastauto, per Flugzeug und mit Booten aus Entfernungen, die manchmal 200 Meilen betragen. Um die Kinder bei ihren Bootreisen vor Kälte zu schützen, muß Bruder Beaudin O.M.J. in den Wald, um Bären zu schießen. Die Bärenfelle dienen den Kindern als Übermäntel.

Der gute alte Bruder Ducleaux mit seinen achtzig Jahren soll im Ruhestand leben. Das will er aber nicht. Er möchte immer noch mitschaffen und mitwirken im Betrieb der großen Mission, die er vor fünfzig Jahren zu bauen begonnen hatte. Und so macht Bruder Ducleaux, was er eben kann. Und alles, was er noch kann, besteht darin, die Glocke zu läuten, die Patres, Brüder, Schwestern und Kinder in die Kapelle, zum Essen, in die Schule, zum Morgen- und Abendgebet ruft.

Ich hatte in Beauval den Indianerkindern Jahresexerzitien zu predigen. Bei uns Oblaten ist es Sitte, zum Abschluß der Exerzitien allen Teilnehmern mit unserem Oblatenkreuz den apostolischen Segen zu geben. In Beauval erbat ich mir das bescheidene, kleine, verwitterte Oblatenkreuz des guten Bruders Ducleaux. 52 Jahre lang trug Bruder Ducleaux dieses Kreuz an seiner Brust. Es war mir persönlich eine Ehre, mit diesem Kreuz den apostolischen Segen zu erteilen.

Ein lausiges Bild

In Beauval traf ich noch einen anderen Veteranen des Oblatenmissionslebens im hohen Norden. Es war Pater Paul Pioger O.M.J. Sein ganzes Priesterleben verbrachte dieser greise Missionar im Missionsvikariat Keewatin. Im Jahre 1902 war er als einfacher Oblaten-Missionsbruder von Frankreich nach Kanada gekommen. Er schaute sich Kanadas Missionsfelder gut und nachdenklich an. „Hier braucht man Missionspriester", sagte er sich. Und mit viel Gebet und größtem Eifer machte er sich ans Studieren. Im Jahre 1918 hatte er sein erstes Missionarsziel erreicht: Er wurde zum Oblatenpriester geweiht.

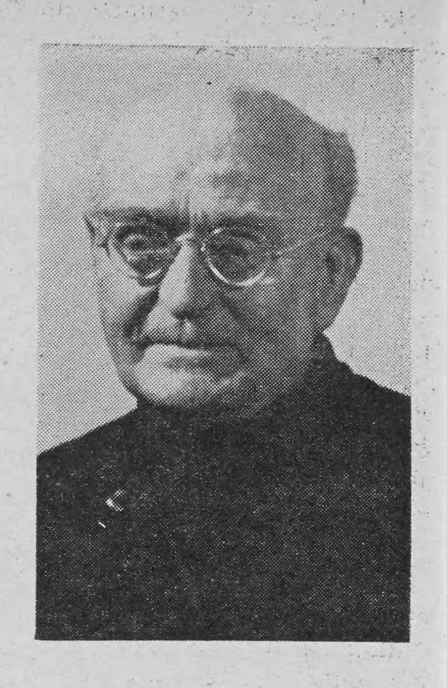
Bedächtig seine Pfeife stopfend, erzählte mir Pater Pioger, daß er von seinen Indianern und Mitbrüdern der „Läusepater" genannt werde. Wie kam er zu diesem Namen?

„Es war im Jahre 1923", erzählte Pater Pioger O.M.J. In Rom sollte damals eine große Missionsausstellung stattfinden. Da kommt nun der hochw. Bischof Pascal O.M.J. zu mir und sagt mir, ich solle auch von meiner Mission etwas zur Ausstellung senden. Ich dachte lange darüber nach. Ich wollte etwas hinschicken, das man lange in Erinnerung halten werde. Das Interessanteste wäre wohl ein Bild, unser Missionsleben darstellend, überlegte ich mir. Das Bild müßte einen Hundeschlitten darstellen, den ein Indianer über unser Gebiet des Eises und des Schnees treibt. Die Leute in Rom sollen einmal sehen, wie wir hierzulande reisen. Doch — Bilder gibt es viel in Rom! Wenn ich ein Bild mache, dann muß es schon etwas ganz Außergewöhnliches werden. Und so machte ich denn etwas Außergewöhnliches. Ich benutzte weder Öl- noch Wasserfarben. Nicht einmal Bundstifte oder Bleistift nahm ich zur Hand. Ich habe die ganze Szene des Bildes aus reinrassigsten Indianerläusen zusammengesetzt! Tausende von Läusen mußte ich sammeln, bis das Bild fertig war. Läuse gehören zu den schrecklichsten Plagegeistern unseres Missionslebens. Um das den Leuten auf der Missionsausstellung in Rom verständlich zu machen, gab ich meinem Bilde den Titel: „Eines der ärgsten Kreuze des Missionslebens."

„Das Bild wurde nach Rom gesandt — und es gefiel dem Heiligen Vater, Pius XI., außerordentlich. Die Besucher der Missionsausstellung staunten und — wie man mir erzählte — beklagten gar bitter das Lauselos der Nordmissionare. Eindruck muß das Bild wohl gemacht haben, denn gleich nach der Ausstellung in Rom bat Frankreich, dieses Bild für seine Ausstellungen benützen zu dürfen. Dort, in Frankreich, hängt es heute noch."

„Wo haben Sie nur all' die vielen Läuse hergehabt?", fragte ich Pater Pioger. Der alte Missionar schmunzelte: „Ja, ich brauchte sehr viele Läuse. Sehr viele. Jeden Indianer, den ich traf, bat ich um seine Läuse. Einmal war einer mit seinen drei Buben zu mir ins Haus gekommen. Ich sagte ihm: „Gib mir deine Läuse." Der Indianer ging mit seinen drei Sprößlingen in meine Oberkammer hinauf, und alle drei entkleideten sich dort. Ich hatte ihnen zwei Papkartons mitgegeben. In diese schüttelten sie ihre Hemden aus und füllten mir beide Kartons mit den prächtigen Läusen. Mein Indianerfreund hatte wenig Zeit, mir diese Läusepakete zu geben, da die Glocke gerade zur Abendandacht rief. Mit beiden Kartons in seiner

✝ Bruder Joseph Denner OMI



Am 25. Januar verstarb in Battleford, Sask. der greise Oblatenbruder Joseph Denner. O.M.I. Im Februar sollte er sein 82. Lebensjahr beginnen. Im Oblaten-Namensverzeichnis steht vor seinem Namen die Nummer 1972 — das heißt, daß er schon sehr lange dem Herrn als Oblate der Unbefleckten Jungfrau gedient haben muß. Es sind nur noch sehr wenige Oblaten Patres und Brüder am Leben, deren Nummer mit Eintausend beginnt. Unsere jüngsten Oblaten, die Seminaristen zu Battleford, sind schon sehr nahe an der Nummer 9000.

Sehr lange muß Bruder Denner O.M.I. dem Herrn als Oblate gedient haben. Und das hat er auch. Im Sommer 1951 beging er sein diamantenes — sechzigstes — Jubiläum als Oblate. Als er starb, stand er im vierundsechzigsten Oblaten-Dienstjahre Gottes.

Bruder Denner war 16 Jahre alt, als er sich den Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis anschloß. Im Jahre 1891 legte er seine ersten Oblatengelübde ab, und vier Jahre später wurde er von seinen Ordensoberen nach Kanada gesandt, und zwar ins Vikariat Grouard (Peaceriver). Dreißig Jahre lang arbeitete er dort oben. Als „Bruder Schneider" war er ins Land gekommen, in Grouard mußte er umlernen, mußte er Schreiner und Maschinenbauer werden.

Als im Jahre 1926 die St. Marienprovinz gegründet wurde, rief man Bruder Denner nach Winnipeg. Er sollte im St. Paul-Kolleg als Schreiner wirken. Von Winnipeg zog Bruder Denner ins Pfarrhaus von St. Marien, Regina, und von dort ins Noviziat unserer Provinz in St. Charles, Man.

Von St. Charles kam Bruder Denner 1948 nach Battleford ins Priesterseminar der Oblaten. Er wollte sich in den Ruhestand zurückziehen. Doch langsam kam das Kreuz der Krankheit. Bruder Denner hatte lange Jahre ein schweres rheumatisches Leiden zu tragen. Seine Beine und seine Hände gaben ihm sehr viel zu schaffen. Während der letzten Jahre seines Lebens konnte er sich nur noch ganz langsam mit Krükken bewegen. Wollte er einmal in den Garten hinaus, dann mußte er sich schon eines Fahrstuhles bedienen.

Das ist so in ganz kurzen Worten das Leben des verstorbenen Mannes Gottes im Oblatenkleide. Was Bruder Denner während seines langen Oblatenlebens für die Kirche, für die Oblatengenossenschaft und für die Menschenseelen geleistet und erwirkt hat, weiß nur Gott. Das Leben unserer Oblatenbrüder liegt abseits der Welt. Keiner kennt die Opfer, die Kreuze, die Freuden und den Segen solch eines Lebens — nur der Oblatenbruder selbst und Gott und Maria.

Gott und Maria werden ihm jetzt belohnen, was er hier auf Erden für den Himmel getan! Möge seine Seele ruhen in Frieden und sein Andenken uns allen. die wir ihn gekannt, immer bleiben! —

Tasche ging er in die Kapelle. Ja, und dort krochen ihm die Läuse aus den Kartons zurück in sein Hemd. Nach der Andacht mußten ihm seine Buben helfen, die Läuse noch einmal einzufangen und wieder in die Kartons zu stecken."

„Ja, lieber Pater", fragte ich, „wie haben Sie denn diese Lausebiester tot bekommen?"

„Das geht ganz einfach", erwiderte Pater Pioger. „Man muß nur sein System haben. Man legt die Läuse einfach nach draußen, in eine Temperatur von 30 Grad unter Null. Dann taut man sie wieder auf, so daß sie lebendig werden, und darauf geht es noch einmal in den Frost hinaus. Und das macht sie dann kaputt für immer. Mehr als das kann nicht einmal eine Laus ertragen."

(Fortsetzung folgt)



Aus Bischof Bokenfohr's MISSIONSLAND

Seit Monat Mai habe ich eine Reihe von Fahrten durch das Missionsgebiet unternommen. Heute möchte ich Ihnen von der Fahrt in das Herz der Kalahari Wüste — 450 km nordwestlich von Kimberley — berichten. Unser Weg führte uns nach Khale und als wir nach Kimberley zurückkehrten, hatten wir 2,625 km zurückgelegt.

Zuerst fuhren wir 220 km nördlich, nach Devondale. Auf dieser Mission fand die Firmung von 35 Kindern statt. Der nächste Halt — 525 km nördlich von Kimberley — war in Khale, im Britisch Beschuanaland Protektorat. Von dort aus besuchten wir die umliegenden Eingeborenen Dörfer Mochudi, Molepolole, Kanye und einige andere Plätze. Diese Siedlungen sind sehr interessant, und bieten eine Anziehungskraft für Touristen. Die einzigen dort lebenden Europäer sind einige Ärzte, Missionare, Regierungsbeamte und Geschäftsleute. Mochudi hat eine Einwohnerzahl von 20,111, Molepolole 39,826 und Ganye 38,557. Bedauerlicherweise haben wir dort keine Kirchen oder Schulen oder Kliniken eröffnen können, da die Häuptlinge, und infolgedessen auch die Regierung keine Genehmigung zu Niederlassungen erteilen. Dies erklärt auch die kleine Zahl der Katholiken. Immerhin, diese Plätze werden regelmäßig besucht und auch Gottesdienst dort gehalten. In Khale jedoch, haben wir ein Kolleg, das bis zum Abitur führt. Diese Mission wurde von den Oblaten der deutschen Ordensprovinz gegründet und wird seit 1952 von den Irischen Passionisten versehen. Wir sahen auch die beiden anderen Missions-Stationen: Ramoutsa und Lobatsi im Britischen Beschuanaland. Einer großen Missionsfreundin und Wohltäterin, Frau A. M. Lonergan, statteten wir ebenfalls einen Besuch ab.

In Mafeking hielten wir uns 3 Tage auf. Pater Placid, der Superior der Passionisten Patres, Pater L. Bausche O.M.J. und ich. Dort verhandelten wir auch mit der Provinzialoberin der Heilig Kreuz Schwestern, Schwester M. Pia Regina, betreffs des Baues eines Eingeborenen Krankenhauses. Dieses soll zunächst 60 Betten haben für die 45,000 Eingeborenen, die in Mafeking Stadt und Umgebung leben. Die Heilig Kreuz Schwestern nahmen das Angebot, das Krankenhaus zu bauen, in selbstloser Missionsliebe an. Pater G. Hagenkötter O.M.J. führte uns zu den Behörden von Mafeking, die alle sehr begeistert waren von unserem Plan. Ich empfehle dieses große Anliegen Ihrem Gebete. Von Mafeking ging es nach Pitsane und Tsidilamolomo; diese Plätze sind 75–100 km entfernt. Hl. Messe wird in Eingeborenenhütten gelesen. Dort haben wir nur wenige schwarze Katholiken. Eine Schule, Kirche oder auch eine kleine Klinik für Kranke, würde uns eine ganze Anzahl von Bekehrungen bringen.

Auf dem Wege von Mafeking nach Taung hielten wir in Karaipan um zwei gute Damen zu besuchen, die ihr ganzes Leben dem Dienste der kranken Eingeborenen gewidmet haben. Sie unterhalten eine schöne Klinik für die Schwarzen.

In Taung herrschte große Freude als die Provinzialoberin und ihre Assistentin bei den guten Heilig Kreuz Schwestern eintraf. Dort wurde der gerade fertig gewordene Konvent für die Krankenhausschwestern eingeweiht. Nach langen Jahren treuer Arbeit haben die Schwestern jetzt endlich auch ein würdiges Wohnhaus.

Von Taung aus unternahmen wir unsere Fahrt in die Wüste. Pater Placid begleitete uns nach Kuruman.

Nachdem noch Pater Dünenwald, O.M.J. zu uns gestoßen war, begannen wir unsere Fahrt. P. Dünenwald las die hl. Messe in Kuruman Lokation und ich in dem Städchen Kuruman. Dann packten wir unsere Sachen auf einen 3/4 Tonnen Lastkraftwagen, und mit drei Personen auf dem Vordersitz fuhren wir nach Batlharos. In einer großen Eingeborenenhütte wurde die hl. Messe gelesen. Nach dem Gottesdienst war es bereits nach 11 Uhr mittags. Höchste Zeit uns auf den Weg nach Tsineng zu machen. Erst nach 12 Uhr mittags konnte P. Dünenwald dort seine zweite Messe anfangen, in der Hütte des

Katechisten Paul Sechogela's. Diese Eingeborenen Hütten werden für die Darbringung des hl. Opfers sehr sauber gemacht. Auf den meisten Außenstationen der Diözese Kimberley wird die hl. Messe in diesen Hütten gelesen. Für den größten Teil unserer Fahrt schliefen wir auch in diesen Häusern. Paul Sechogela und sein Bruder Thomas, sind die Söhne eines großen, angesehenen Häuptlings, und seit vielen Jahren unsere Katechisten. Paul und Christopher Tumaeletse — der letztere studiert in Roma (Basutoland) um Priester zu werden — kletterten auf unsere auf dem Lastwagen verpackten Koffer und Gepäck und hielten an für ihr Leben. Sie bewunderten nicht nur allein die Landschaft sondern mußten auch Wolken von Staub und Sand über sich ergehen lassen, die unser Wagen verursuchte. Der Weg wurde immer schlechter. Endlich, gegen 4.30 nachmittags, erreichten wir Madibeng. Eine Hütte hatte man für uns drei Priester zurecht gemacht. Die kleine Gemeinde versammelte sich am Abend zum Rosenkranzgebet. Nach demselben pfegten die Männer für einige Stunden der Unterhaltung. Der Eigentümer der Hütte — ein Katechumene — stellte viele Fragen. Paul zeigte sich als der berufene Mann; keiner kann so gut die Schwierigkeiten lösen und einem Eingeborenen die Fragen erklären, als der schwarze Katechist. Während der Unterhaltung dieser beiden, hörten die anderen Männer mit großer Aufmerksamkeit zu. Für diese armen Schwarzen ist der Besuch des Missionars und im Besonderen des Bischofs, ein sehr großes Ereignis. Nachdem am Morgen die hl. Messe gelesen, Unterricht gegeben, und wir unsere Danksagung verrichtet hatten, rollten wir nach kurzem Frühstück unser Bettzeug zusammen und verpackten wieder alles auf unseren Kraftwagen. In Richtung Molopo Fluß fuhren wir nun in das Herz der Wüste, zu einer Polizei-Station und kleinen Siedlung mit Namen Tsabong. Bald pflügten wir unseren Weg durch tiefen Sand.Eine Planiermaschine war vor uns auf dem Weg gewesen und hatte die ganze Spur mit Sand gefüllt. Mehrere Male mußten wir halten und Luft aus den Schläuchen lassen, damit wir weiterfahren konnten. Je tiefer der Sand, desto weniger Luft darf man in den Schläuchen haben. Gott sei Dank, wir erreichten Tsabong ohne weitere Schwierigkeiten.

Ein Polizist, Herr A. Webb, der diese Gegend betreut, wohnt hier. Er und seine Frau nahmen uns gastfreundlich in ihr Heim auf. Sie hätten nicht freundlicher sein können.

In Tsabong ist eine kleine Ansiedlung von Hottentotten, Damaras und Beschuanas. Dieses Dörfchen liegt am Ufer eines ausgetrockneten Sees. Die Eingeborenen haben Brunnen, die nur wenig Wasser enthalten, aber Großvieh und Ziegen können sie dennoch halten. Dort hat ein Mann, ausnahmsweise, 500 Stück Vieh; er ist reich. Seine Familie ist katholisch und er selbst interessiert am katholischen Glauben, hat aber zwei Frauen und eine Familie von 20 Kindern. Hoffen wir, daß mit Gottes Hilfe dieses Problem noch gelöst wird, und er katholisch werden kann. Hier in Tsabong taufte ich vier Erwachsene.

Am selben Abend fuhr uns Herr Webb mit seinem 1 Tonnen Lastkraftwagen hinaus um die Landschaft zu sehen. Bald verließen wir den „Weg" und fuhren durch die Gegend. Vorbei ging es an Büschen, Ameisenbär Löchern, Steinen, Senkungen und 2 Fuß hohem Gras. Wir pflügten im ersten oder zweiten Gang durch den Sand.

Am nächsten Morgen nach den hl. Messen und Unterricht, lud

KARFREITAG

Nicht,
Um auf Thronen zu sitzen
Wie Könige es tun,
Und mit goldenem Szepter
lässig zu spielen,
Unnahbar den Menschen —
Sondern:
Sich wie ein Übeltäter
Des letzten Grades
Von Henkersknechten
Schlagen und schleifen zu lassen,
Und das Kreuz hinaufzutragen
Und daran zu bluten
Und zu sterben:
Für Dich, für mich, für uns alle
Und mit seinem Leid
Für die Menschen
Stufen zu bauen
Vor Gottes leuchtendes Angesicht!

Heinrich Litterer



Mahnruf vom Kreuze

Es ruft der Herr, o Sünder mein,
mit ausgestreckten Armen,
und wärst du hart wie Marmorstein,
es sollte dich erbarmen.

Hat Gottes Sohn durch große Pein
den Himmel sich erstritten,
Meinst du, das Paradies sei dein,
auch wenn du nichts gelitten?

Drum eil' herzu, schau Jesum an
vom Haupt bis zu den Füßen,
gedenke wohl, es geht dich an,
was du noch hast zu büßen!

Der Liebe denk', die Gottes Sohn
zu deinem Heil getragen,
da er geduldet Spott und Hohn
und ließ ans Kreuz sich schlagen.

Weine, weine, lieber Christ!
Denk', wie unermeßlich ist,
was er für dich gelitten.

Trierer Gesangbuch

---

uns Herr Webb zu einer anderen Fahrt ein, weiter hinein in die Wüste. Auf dem einzigen „Weg", fuhren wir zur „Boshu bogolo" Pfanne, die ungefähr 100 km nördlich am Weg nach Lehututu liegt. Der Wüstenfahrer muß sich vorsehen, er muß auf unerwartete Ereignisse vorbereitet sein. Von Tsabong aus wird er für über 250 km kein menschliches Wesen mehr sehen; er findet kein Wasser bis er Lehututu erreicht. Deshalb nimmt Herr Webb immer 150 liter Wasser, ebensoviel Benzin und Öl mit und einen Vorrat an Essen für wenigstens 2 Wochen, sodann Decken, Zelte etc. Der Kraftwagen fuhr im ersten, meistens im zweiten Gang, und wir legten 15–18 km pro Stunde zurück. Auf der Fahrt sahen wir viel Wild, wie Duikers, Steinböcke, den anmutigen und schönen Gemsbock, auch Strauße und Springböcke. Löwen und Ameisenbären bleiben verborgen. Keine Menschenseele war zu sehen, keine Felder oder Farmen — nur unberührtes Land für Hunderte von Kilometern. Nach 70 km Fahrt erlebten wir eine Überraschung. Plötzlich bemerkten wir zwei Kamele, die von den Blättern eines Kameldornbaumes fraßen. Als sich aber auch 2 Eingeborene zeigten, wußten wir, daß es sich um eine Kamel-Streife handelte. In Tsabong hat die Polizei nämlich 28 Kamele, die zu Patrouillen in die Wüste eingesetzt werden. Um zu sehen, wie es sich auf einen Kamel reiten läßt, ließ der Polizist einige Tiere bringen und wir stiegen auf zu einem kurzen „Trapp". Nach 1 Uhr mittags machten wir Halt, nahmen eine kleine Stärkung, und fuhren bald darauf wieder zurück.

Am folgenden Morgen fuhren wir in südwestlicher Richtung weiter nach Bogobodo, dort lebt auch eine kleine Zahl von Katholiken. Wir ließen uns in einer Hütte nieder, und am nächsten Morgen feierten wir auch hier das hl. Opfer. Der Katechist dieses Bezirkes, Ambrose Tumaeletse, hilft die Unkosten für die Studien seines Bruders Christopher aufzubringen, der sich in der Ausbildung für das Priestertum befindet. Auf unserer Heimfahrt wurden wir knapp mit Benzin; glücklicherweise konnten wir in Van Zyl's Rust eine Ergänzung bekommen.

(Fortsetzung folgt)

Soldatenbriefe von Frater Karl Zimmermann

Fortsetzung

O.U., den 6. Juli 1941

Meine Lieben!

Muß endlich wieder einmal schreiben. Bin in voller Freiheit und habe eine neue Adresse. Die sechs Wochen geschärften Arrestes hat man bis zum Kriegsende aufgeschoben. Wenn ich mich bis dahin an der Front bewährt habe, ist die Schuld gestrichen. Ich soll nun zu einer kämpfenden Truppe kommen. Ganz so schlimm ist das aber nicht. Ich bin nämlich einer Kesselkolonne zugeteilt worden. Wir fahren Öl, können also nicht direkt an die Front kommen. Wir sind 35 Mann in der Kolonne. Meine Arbeit besteht darin, für die Gesundheit der Mannschaft zu sorgen. Also habet bitte keine Angst, der Krieg wird mich nicht umbringen. Im Gegenteil, ich will die Zeit etwas ausnutzen für mein Berufsstudium.

Heute hatte ich wieder einmal ganz friedliche Stunden. Seit Mitte Mai wieder einmal Sonntagsgottesdienst. Und gleich an diesem ersten freien Sonntag hörte ich den schönen Hirtenbrief, der uns verlesen wurde. Er hat mich sehr beeindruckt. Unsere Bischöfe kämpfen so sicher und so fest für die Rechte der Kirche!

Der Gedanke, daß ich die große Gnade habe, der hl. Kirche anzugehören, erfüllt mich mit heiliger Freude. Wie groß und wie heilig die Kirche doch ist! So alt, und doch nicht überlebt, so angefochten, und doch nicht zu überwinden! Bei allen Irrtümern, die die Menschen seit Anbeginn begangen und außerhalb der Kirche bis ans Ende begehen werden, kann sie mit größter Sicherheit die Wahrheit lehren. Ständig nimmt sie heilige Seelen in den Himmel auf, und auch auf Erden zieht sie ununterbrochen Heiden und verlorene Sünder in ihre Arme.

Für unsere Brüder und Schwestern in dieser Gemeinschaft der Kirche müßten wir immer an erster Stelle beten. In Liebe sollten wir uns betend bemühen, einander in die Herrlichkeit Gottes zu helfen. Wo und wie unsere Brüder und Schwestern leben, ist ganz gleich. Wir dürfen sie nur ja nicht verurteilen oder gering schätzen, denn der viel größere Gott hat sie alle auserwählt — und was vermögen wir gegen Seine geheimnisvolle Auswahl?

Die Natur ist gerade jetzt so freundlich. Das Getreide duftet so schön, so freigebig strahlt die Sonne, frohe Blumen blühen, alles wächst. Jetzt müßt Ihr auch immer an diesen herrlichen Sonntagen Eure gewohnten Spaziergänge machen. In der Natur werden wir fromm. So vielfältig spiegelt sie doch wieder die Herrlichkeiten Gottes!

Bald sind wir wieder auf großer Fahrt. Meine Kolonne war vor zwei Wochen noch in Breslau, drei Tage lang. In heller Wiedersehensfreude grüßt Euch

Euer Karl.

O.U., den 21. Juli 1941

Meine Lieben!

Jetzt sind es schon wieder drei Wochen, daß ich in Freiheit bin. Gott sei Dank! Alle Tage sollten wir Gott für jede Stunde danken, die Er uns in Freiheit verbringen läßt. Gestern, Sonntag, war ich in der Nachmittagsandacht. Da drehte sich der Pfarrer dem Volke zu und sagte: „Der Kampf gegen Christus ist so entbrannt, daß sich jeder entscheiden muß, entweder für Christus oder auf der Seite der Gegner der Kirche Christi!" Mich überfiel ein großer Schrecken und ich dachte, was wohl jetzt wieder geschehen sein könne. Doch der Pfarrer meinte nur die allgemeine Zeitlage und er wollte nur darauf hinweisen, wie weit der Kampf gegen Christus schon vorangeschritten sei. Es scheint jedoch so zu sein, daß wir uns innerlich darauf vorbereiten müssen, für unseren heiligen Glauben ein offenes Bekenntnis abzulegen und abzulegen gezwungen werden, um dafür viel zeitliches Ungemach einzustecken. Gott gebe uns Seine alles bewirkende Gnade zur unbedingten Treue!

Aus den gegenwärtigen unruhigen Wirren könnt Ihr ersehen, welch kostbares Gut der wahre Friede ist. Vielleicht will Gott uns während dieses Krieges dazu erziehen, daß wir uns aufrichtig nach dem ewigen Frieden sehnen. Welch großes Glück muß es doch sein zu wissen: Jetzt habe ich in alle Ewigkeit Frieden mit meinem Gott!

Herzlichst grüßt Euch —

Karl.

O.U., den 27. Juli 1941

Liebe Mutter!

Kurze Bemerkungen aus verschiedenen Deiner Briefen veranlassen mich, Dir einmal ein paar Zeilen über die Liebe Gottes zu uns Menschen zu schreiben. Du sollst aber nicht glauben, daß diese Bemerkungen Ungünstiges über Dich besagen. O nein, sie enthalten im Gegenteil höchstes Mutterlob! Sie bezeugen nur das Übermaß Deiner Liebe für uns Kinder.

Liebe Mutter: Durch Jesus Christus haben wir Frieden mit

STABAT MATER DOLOROSA

Stand die Mutter voller Schmerzen,
Weinte bei dem Kreuz von Herzen,
Wo der Sohn den Tod erlitt.
Ihre Seele voll Verzagens,
Voll der Seufzer, voll des Klagens,
Bittern Leides Schwert durchschnitt.

Für des Volkes Sündenschulden
Sieht sie Jesum Marter dulden
Und der Geißel bittre Not,
Sieht den lieben Sohn verderben,
Sieht ihn so verlassen sterben,
Sterben hier am Kreuz den Tod.

Laß, o Mutter, Liebesbronnen,
Mich in gleichem Schmerz zerronnen
Mit dir trauern Tag für Tag.
Mach, daß mein Gemüt entbrenne,
Daß es Christum liebt und kennet,
Und auch ihm gefallen mag.

Leih mir Christi Kreuz und Stütze,
Daß mich Christi Tod beschütze,
Laß mich ruh'n im Gnadenschoß.
Sinkt der Körper in die Erde,
Paradieseswonne werde
Dann durch dich der Seele Los.

Gott! Merkst Du schon, wo es hinausgeht? Von irgendwelcher Seite, ich glaube von drei Seiten schon wurde mir geschrieben, Du machest Dir viel Kummer um uns Soldaten. Ich verurteile das überhaupt nicht. Im Gegenteil, diese Deine Sorge ist mir ja nur zum Vorteil. Ich weiß mich geborgen, ich weiß daß meine liebe Mutter für mich vor Gott wacht. Ferner muß ich da an das Beispiel der hl. Monika denken. Noch vor der Bekehrung ihres Sohnes, des hl. Augustinus, sagte ihr schon ein Bischof: „Ein Kind so vieler Tränen kann nicht verloren gehen!" Du siehst also, daß der Mutter Sorge ihrem Kinde Bekehrung erwirken half. Und so wirst Du mit Deiner liebenden Muttersorge auch uns dreien (Soldatensöhnen) vor Gottes Thron viel Gnade erflehen, vielleicht sogar die Gnade vollster Treue für Christi Glaubens- und Sittengesetz. Darum danke ich Dir innigst für Deine Liebe.

Nur eines solltest Du unseretwegen nicht verlieren. Ich schrieb oben schon: „Durch Jesus Christus haben wir Frieden mit Gott!" Liebe Mutter — den Frieden — den sollst Du Dir nicht nehmen lassen, trotz aller Sorge um uns. Bei allen Tränen um uns darf es nie so trübe in Dir werden, daß Du nichts mehr von dem Frieden in Dir spürst, den wir haben durch unseren Herrn Jesus Christus.

Liebe Mutter! Wenn in uns durch das Blut Jesu Christi das göttliche Leben pulsiert, so ist es im Wesen immer das gleiche Leben in allen Erlösten. Es ist das Leben des Heiligen Dreieinigen Gottes. Dieses Leben lebt aus sich heraus. Denn es steht ja unendlich hoch über uns, wie der Himmel über der Erde. Da ist es unmöglich, daß wir es im eigentlichen Sinne vermehren oder fördern können. Das kann nur Gott. Und Gott tut es. Er tut es aus lauter Barmherzigkeit und Liebe. Wenn wir beten, wenn wir uns bemühen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, wenn wir Gott lieben, so sind das alles Äußerungen des göttlichen Lebens in uns. Das Wichtigste an diesem geheimnisvollen Leben Gottes in uns ist die Gnade die von Gott kommt, und die Gottesliebe, die von uns zu Gott geht.

Zuerst kommt uns immer als Gnade die Auserwählung Gottes seit aller Ewigkeit, nach Seinem ganz freien Ratschluß. Dann folgt die Liebe Gottes, mit der Er uns im Leben führt und uns finden läßt zum Glauben, uns immer wieder mit neuem anregt, Ihn zu lieben und Ihm fest zu glauben in allem, was Er uns gesagt und immer noch durch den Mund Seiner hl. Kirche zu uns sagt, und auch, Ihm unser ganzes Vertrauen zu schenken und festester Überzeugung zu sein, daß Er uns schenken werde die versprochene Seligkeit und alle Hilfe, diese Seligkeit zu erlangen.

Zu den Kräften, die Gottes Liebe, der Heilige Geist, benutzt, um uns zu führen und zu leiten, gehören auch Deine frommen Gebete. Vor aller Ewigkeit schon hat Gott sie alle gekannt, und Er hat in Seinen heiligen Ratschluß aufgenommen, wieviele Gnaden Er daraufhin uns zuwenden wird.

Liebe Mutter! Du siehst, die Gnade ist das Stärkste in uns. Darüber solltest Du Dich freuen bei allen Gebeten, die Du zu Gott emporsendest. Er möge uns allen Seine Liebe erhalten.

Dein Karl.

O.U., den 20. Sept. 1941

Meine Lieben!

Inzwischen wird der gute Peter wohl wirklich bei Euch sein. Heute schicke ich ein Päckchen mit. Es soll ein kleines Geburtstagsgeschenk für Mutter sein.

Liebe Mutter! Der Gedanke „Mutter" macht selbst den härtesten Soldaten weich. Manchmal

kommt mir Sehnsucht nach Dir. Ich möchte dann Deine Liebe einmal sehen. Dazu kommt eine große Sehnsucht nach dem schönen Himmel. Es gibt ein schönes Lied: „Gute Nacht, Mutter, gute Nacht. Hast in Liebe an mich heut' gedacht." Man kann dieses Lied auch unserer himmlischen Mutter singen. Es weckt dann immer große Himmelssehnsucht. Wann werden wir dort drüben sein! — Der Herr verleihe uns einen glücklichen Ausgang aus unserem armseligen Leben!

Dein Karl.

O.U., den 23. Sept. 1941

Meine Lieben!

In den nächsten Tagen könnt Ihr Euch etwas ruhiger verhalten. Wir werden nämlich bald verladen. Da ist die Post immer etwas unsicher. Peter kann mich auch hier nicht besuchen. Aber ich komme Euch etwas näher. Meine Reise geht wahrscheinlich über Breslau. Doch Peter wird Euch erzählen können, daß ich Euch nicht „berraschen" werde. Er weiß ja, wie es verladenen Truppen auf der Bahn geht — einfach unabkömmlich.

In Gottes mächtigem Schutz bleibe ich — Euer Karl.

Fortsetzung folgt

Bücherbesprechungen

Verlag Ferdinand Schöningh Paderborn, Germany

Kleine Marianische Bücherei:

Heft 1, Eadmer **"Die Empfängnis der seligsten Jungfrau"**, 64 Seiten, kart. DM 2.40

Diese erste theologische Abhandlung über die Unbefleckte Empfängnis vereinigt solide Gelehrsamkeit mit glühender Marienliebe und rhethorischer Sprachgewalt. Ein unübertrefflicher Lobgesang auf Christi Erlösung und Mariens Reinheit und Barmherzigkeit.

Heft 2, Bossuet **"Predigten zum Feste der Immakulata,** 124 Seiten, kart. DM 4.00

Das Zeugnis des "französischen Augustinus" zweihundert Jahre vor der Dogmatisation, menschlich anziehend in Art, von ungewöhnlicher befreiender Kraft der Darstellung, ganz geformt aus dem tiefen und reichen Gehalt der Offenbarung.

Heft 3, Scheeben **"Immakulata und päpstliche Unfehlbarkeit"**, 91 Seiten, kart. DM 3.20

Der Meister des Zusammenschauens und der Theologe der Uebernatur vermittelt uns in diesem Büchlein tiefe Einsichten in die beiden grossen Dogmatisationen des 19. Jahrhunderts: Immakulata und Unfehlbarkeit des Papstes. Er entfaltet aus ihnen kostbare Lebenswerte für unsere Zeit.

Heft 4, Llull **"Das Ave Maria des Abtes Blanquerna"**, 61 Seiten, kart. DM 3.40

Ein nahezu unbekanntes Juwel aus der mittelalterlichen Ehrenkrone Mariens, ein Novellenkranz um den englischen Gruss, das Ave Maria als apostolisches Programm: tief, einfach, anschaulich, nach dem Vorbild der Evangelien, lebensnahe, ergreifende Verkündigung.

Diese 4 Hefte der Marianischen Bücherei eignen sich wunderbar als Geschenk für Laien und ganz besonders für den Priester.

Pustet Verlag Regensburg, (Donau) Germany

Leo Wolpert **"Ereignisse und Gleichnisse"** Ein Buch zum Leben, Lesen und Lehren. 244 Seiten, kart. DM 5.50

In diesem Buch sind die schönsten und tiefgründigsten Geschichten, Anekdoten und Beispiele zusammengetragen. In überragender Weise versteht es Wolpert, uns unseres Christentums so recht wieder froh werden zu lassen. In vielen Ereignissen birgt sich ein Gleichnis, aus manchem Begebnis klingt wie eine zweite Stimme das Lied der Sehnsucht nach der besseren Welt oder eine Mahnung zu dem "Mensch, werde wesentlich." Der Effekt der Mahnung liegt darin, dass sie gleichsam körperlich und sichtbar auf uns zukommt. Ein Buch, das dem Laien in stiller Stunde verhilft, Keime zu gutem Handeln in die Seele zu senken und die ewigen Wahrheiten besser zu verstehen. Dem Priester aber ein guter Freund für Predigt und Christenlehre.

Paul Pattloch Verlag Aschaffenburg, (Main) Germany

Georg Krane **"Warum ich Priester wurde"** 240 Seiten, Ganzleinen DM 8.50

"Die Ernte ist gross, aber der Arbeiter sind wenige." Diese Worte Christi gelten heute mehr denn je zuvor. Zwar sind wir hier in Kanada etwas glücklicher mit dem Priesternachwuchs, aber dennoch könnten es mehr sein. Wir leiden trotz vollen Seminarien an Priestermangel. Und dieser Berufsmangel kommt vom Grundmangel unserer Zeit: dem Mangel an guten Familien. Die Familie ist das erste Priesterseminar und sie versagt heute zum grössten Teil. Die kinderreiche Familie geht immer mehr zurück und die Eltern wollen ihre ein oder zwei Kinder für sich behalten. Regt sich da schon einmal ein Beruf, gibt es Verständnislosigkeit, ja Spott und sogar Verbot, anstatt mit einem guten Worte leise an die Seele des Kindes anzuklopfen für einen gottgeweihten Beruf. Darum ist es zu begrüssen, dass in diesem Buch berühmte Priester den Versuch machten, der Welt zu zeigen, was die Ursachen ihrer Berufung zum Priestertum sind. Das ganze Buch liesse sich zusammenfassen in den Satz: "Eine gut katholische Familie und das Gebet um den Priesterberuf. Das Buch verhilft solchen, die sich auf dem Wege zum Altar befinden und gibt auch dem Aussenstehenden einen feinen Einblick in das Geheimnis des Priesterberufes.

Morus Verlag Berlin-Dahlen Arnimalle 11, Germany

Elizabeth Kawa **"Papst Pius X."** 91 Seiten, gebunden DM 3.80

Klein an Umfang, aber überaus reich an Gedanken, schildert das Büchlein die Festigkeit, die Erhabenheit und den Trost des katholischen Priestertums und vor allem des Papsttums. Wer die feinen Ausführungen, getragen von einer echten Begeisterung, liesst, wird mit Dank gegen Gott des grossen Glückes inne, ein Kind der katholischen Kirche zu sein und an ihr eine starke Stütze im Wirrwarr der Meinungen, eine freundliche Führerin auf dem Wege zum Ideal, eine milde Trösterin in den Leiden des Erdenlebens zu haben.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Fortsetzung

Pierre, der Kutscher, hatte indessen dem Wirte und der Kellnerin erzählt, wer die Kinder seien und weshalb sie die Wallfahrt zur Ste-Baume machten. Die Verhaftung des Pfarrers von Ste-Victoire war nämlich auch in Croy Rouge bekannt, und die Leute sahen mit Spannung der nahen Gerichtsverhandlung entgegen. Die Kellnerin, welche die beiden Kinder bei ihrer Ankunft vom Wagen gehoben hatte und von dem hübschen, freundlichen Knaben ganz eingenommen war, sagte zu Pierre: „Und das sind also der kleine Neffe und die Nichte dieses Abbe Montmoulin, von dem man Tag und Nacht in der Schenkstube die schrecklichsten Dinge hören muß! — Nun, ich könnte eigentlich zu der Sache noch ein Wörtchen reden, wenn mich der Wirt ließe. Aber er meint: ‚Ach was! Dann laden sie dich vor Gericht, und du mußt nach Aix, Zeugnis ablegen. Was das für Scherereien sind, ist nicht mit Worten zu sagen. Und nützen wird dein Zeugnis dem Pfarrer doch nicht.' So sagte der Wirt, und ich habe bis jetzt geschwiegen; es ist mir aber doch immer, als ob ich reden müßte."

Pierre hatte darauf die Kellnerin etwas ausgefragt und von ihr erfahren, sie habe an einem Tage in der ersten Fastenwoche, sie meine, es sei der Dienstag gewesen, den Küster von Ste-Victoire früh am Morgen, als sie eben die Haustüre öffnete, rasch des Weges kommen sehen. Derselbe habe auffallend verstört ausgesehen, so daß sie ihn zuerst nicht recht erkannt habe, und erst, als der Mann rasch vorübergegangen war, habe sie sich gesagt: „Es ist doch der Küster von Ste-Victoire!" Denn sie habe die Narbe gesehen, obschon derselbe den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte und beim Vorübergehen nach der anderen Seite des Weges blickte. Als bald nachher die Kunde von dem Morde von Ste-Victoire gekommen sei, habe sie die Sache dem Wirte erzählt; denn der Mann sei ihr verdächtig vorgekommen. Der Wirt habe ihr aber die Sache ausgeredet, da es ganz sicher sei, daß der Pfarrer den Mord begangen habe, und so habe sie geschwiegen, weil sie mit den Gerichten nichts zu schaffen haben wollte. Jetzt aber, da sie die beiden armen Kinder gesehen habe, sei es ihr doch wieder auf das Gewissen gefallen, ob sie nicht dennoch zum Reden verpflichtet sei. Was er — der Kutscher — davon denke?

Der Kutscher war nun freilich nicht einer von den Klügsten. Doch leuchtete ihm ein, daß die Angabe von Wichtigkeit sein könne, und nachdem er sich unterschiedliche Male bedenklich hinter den Ohren gekraut, sagte er, er wolle darüber seine Herrin fragen, sobald sie vom Berge herabkomme. „Denn", sagte er, „Madame Le Noir hat es hinter den Ohren und ist Monsieur Le Noir über, obschon sie nur ein kleines Frauchen ist."

Damit war die Kellnerin zufrieden, und Pierre erzählte Frau Le Noir, sobald dieselbe im Gasthaus ankam, was er soeben erfahren hatte. Madame Le Noir machte große Augen und sagte mit einem dankbaren Blick zum Himmel: „Jetzt glaube ich, daß die Kinder gut gebetet haben; Pierre, laß gleich einspannen. Sobald wir in der Eile etwas gegessen haben, fahren wir nach Hause. Was die Magd gesehen hat, scheint mir von der größten Bedeutung. Ich habe immer dafür gehalten, dieser Taugenichts von Küster, für den mein guter Andre so schwört, sei der Täter. Natürlich muß sie vor Gericht erscheinen. Wie heißt sie?"

„Ich hörte sie ‚Nanette' rufen", sagte Pierre.

„Ich werde ihr ein gutes Trinkgeld geben und sie nach ihrem Familiennamen fragen. Ich werde sie einladen, bei uns in Aix abzusteigen, und ihr ans Herz legen, wie wichtig es für den guten Pfarrer ist, daß sie ihre Aussage vor Gericht mache."

So geschah es. In wenigen Minuten wußte Frau Le Noir den vollen Namen der Kellnerin und schrieb in ihr Notizbüchlein: „Nanette Joly." Sie fand dieselbe auch ganz bereit, vor Gericht zu zeugen und bei dieser Gelegenheit nach der Stadt zu kommen, namentlich, nachdem ihre einzige Schwierig-

keit glücklich gehoben war. Das etwas eitle Mädchen klagte nämlich, es habe kein passendes Kleid; Frau Le Noir aber versprach ihr einen hübschen bunten Shawl, welcher diesen Übelstand den Augen der Welt verbergen sollte.

Frohen Herzens trat man die Rückfahrt an und erreichte die Stadt vor Sonnenuntergang. „Zuerst zum Rechtsanwalt Meunier in der Rue de Chateau", rief Frau Le Noir Pierre zu und fand glücklicherweise den fleißigen Mann noch in seiner Schreibstube. Auf die Meldung hin, sie habe eine wichtige Angabe in Sachen des Prozesses Montmoulin zu machen, wurde sie rasch vorgelassen und erzählte den Vorfall mit mehr Worten, als dem Anwalt lieb war. Schließlich aber schien Herr Meunier denn doch ganz zufrieden zu sein und nahm vergnügt eine Prise. Dennoch äußerte er Frau Le Noir gegenüber keine zu riesige Hoffnung. „Die Mitteilung ist mir wirklich interessant", sagte er. „Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Hoffentlich werden wir sie mit Nutzen verwerten können. Ich bitte aber, davon nicht zu viel Aufhebens zu machen, damit die Gegner —"

„O, ich verstehe! Ich bin übrigens keine von denen, die nicht schweigen können. Und sie haben gute Hoffnung, die Unschuld des hochwürdigen Herrn glänzend nachzuweisen? O, wie würde ich das ihm und unseren Feinden gönnen!"

„Gewiß habe ich Hoffnung! Jetzt aber muß ich im Interesse unseres lieben Klienten mir die Freude einer längeren Unterhaltung mit Ihnen versagen. Nicht wahr, Sie entschuldigen mich? Nach Schluß des Prozesses werde ich gang zu Ihren Diensten sein."

Kaum hatte Frau Le Noir das Zimmer verlassen, so klingelte der Anwalt und rief dem eintretenden Schreiber zu: „Geschwind auf die Gerichtskanzlei und lassen Sie auf die Liste unserer Schutzzeugen sofort die auf diesem Zettel bezeichnete Person setzen. Es ist die höchste Zeit; sonst kann uns der Staatsanwalt dieselbe zurückweisen. Und bestellen Sie mir ein Wägelchen für morgen früh um 6 Uhr nach Croy Rouge."

„Wenn die Zeugin so ist, wie ich hoffe, verspreche ich mir viel von ihr. Endlich ein Lichtstrahl! — Ob er aber ausreicht, das Dunkel zu zerstreuen, wage ich noch nicht zu behaupten." —

Am Abend des folgenden Tages treffen wir unsern Freund Charles auf dem Platze dem Stadthause gegenüber. Mehrmals ging er unentschlossen an dem berühmten Tour de l'Horloge, dem Zeitturme, vorbei, dessen Unterbau von den alten Römern aufgeführt wurde, und der von allen Fremden bewundert wird. Schüchtern blickte er nach dem vornehmen Hause auf der andern Seite der Straße, in welchem der Präsident des Gerichtes wohnte, der, wie man dem Knaben gesagt hatte, das Urteil über seinen Onkel sprechen würde. Als endlich die Glocke vom Turme herab die sechste Stunde schlug, raffte er sich auf und sagte: „Ach, ich wage es!" Und mit diesen Worten schritt er entschlossen quer über die Straße dem stolzen Hause zu und zog schweren Herzens den glänzend polierten Knauf der Schelle.

Ein alter Diener in Livree öffnete und blickte verwundert auf den schönen Knaben, der, die Kappe von seinem Lockenkopfe ziehend, bescheiden fragte, ob er wohl den Herrn Präsidenten Peultier sprechen könne.

„Und was könntest denn du mit dem Herrn Präsidenten zu verhandeln haben, mein lieber kleiner Mann?" fragte nicht unfreundlich der alte Diener.

„Ach, Herr, ich bin der Neffe des guten Priesters, den die bösen Leute falsch verklagt haben, und ich wollte das dem Herrn Präsidenten erklären. Auch wollte ich den Herrn Präsidenten bitten, daß er meine Mutter und Großmutter endlich aus dem Gefängnis entlasse; denn sie haben ganz gewiß nichts Böses getan."

„Armer Junge! Ich fürchte, deine Vorstellungen werden wenig helfen. Doch will ich sehen, ob der Herr Präsident, der heute ausnahmsweise gut gelaunt ist, dich anhören will."

Wenige Augenblicke später befand sich Charles in einem reich möblierten Salon einem fein gekleidten älteren Herrn gegenüber; dieser musterte den Knaben, welcher anfangs stockend, bald aber mutiger sein Anliegen vortrug. Der offene Blick aber und das bescheidene Benehmen desselben wirkten einnehmend, und als nun Charles mit dem naiven Ansinnen herausrückte, er sei bereit, vor Gericht die Unschuld seines Oheims, des guten Abbe Montmoulin, zu beschwören, glitt ein Lächeln über das Antlitz des Präsidenten. Er fragte zunächst: „Sage mir, wer hat dir denn diese sonderbare Idee in den Kopf gebracht?" Denn er glaubte, es handle sich um eine kleine Rührungskomödie, die etwa von Verwandten ersonnen worden sei.

Charles erzählte nun die Geschichte von dem unschuldigen Müller Martin, der gerade wie sein Oheim fälschlich eines Mordes angeklagt und schuldlos zum Tode verurteilt worden sei, den aber der Richter losgesprochen, weil ein fremder Mann eidlich für denselben gezeugt habe. Der Knabe erzählte vortrefflich, so daß der Präsident mit großer Freude der einfachen Erzählung zuhörte. „Und diese schöne Geschichte, die ich einmal gedruckt in einem

Buche gelesen habe, und die also gewiß wahr ist, hat mich auf den Gedanken gebracht, dasselbe für meinen lieben Onkel zu tun, der ein sehr frommer und heiliger Mann ist. Und weil ich hörte, daß Sie, Herr Präsident, ein sehr freundlicher und gerechter Herr seien, habe ich mir den Mut genommen, zu Ihnen zu kommen, und bitte Sie nun, mir zu sagen, wie ich es machen muß, daß ich den Eid richtig ablege, und Sie meinen Oheim freisprechen können."

„Höre, Kleiner, das hast du recht schön erzählt und alles gut vorgebracht", sagte der Präsident, dem Knaben über die Locken streichelnd. „In dir steckt ein Advokat. Es ist nur eine Schwierigkeit —: Kinder dürfen nämlich vor Gericht keinen Eid ablegen."

„O weh, — aber ich bin doch kein Kind mehr!"

„Du hast aber doch noch lange die Jahre nicht, welche das Gesetz vorschreibt."

„Und auf ein bloßes Wort glaubt man mir nicht? O Herr, ich habe noch nie gelogen."

„Ich glaube dir gerne, daß du von der Unschuld deines unglücklichen Oheims überzeugt bist. Leider ist das jedoch nicht genug. Du sollst aber doch nicht umsonst zu mir gekommen sein. Ich verspreche dir, alles zu tun, was ich tun darf, um deinen Oheim zu retten. Und was deine Mutter und Großmutter angeht, sollst du sie besuchen dürfen, sobald die Gerichtsverhandlung vorbei ist. Bist du jetzt zufrieden?"

Der Knabe dankte und ging, mit etwas Zuckerzeug beschenkt, frohen Herzens nach Hause; der Präsident aber kehrte zum Studium der Akten zurück und sagte: „Der arme Knabe! Ich durfte ihm gar nicht sagen, wie schlimm es um seinen Oheim steht."

Siebzehntes Kapitel

Vor Gericht

Der entscheidende Tag war angebrochen. — Lang bevor die Pforten des Gerichtsgebäudes sich öffneten, füllte eine neugierige Menge den Platz vor demselben und die angrenzenden Straßen. Ungeduldig schoben sich die Leute hin und her, und jeder wollte der erste sein, um einen guten Platz auf der Galerie zu erobern. „Es nützt euch nichts, Leute!" sagte der Türhüter. „Vor 8 Uhr wird nicht geöffnet, und dann darf ich nur Personen einlassen, welche Karten haben. 200 Karten sind ausgeteilt, und viel mehr faßt die Galerie nicht."

„Karten!" rief der Flickschuster aus der Rue de la Colombe mit einem Fluche. „Wozu haben wir die Republik? Wofür steht da über dem Tore geschrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Sind wir nicht alle gleich vor dem Gesetze? Ich werde eine Klage beim Präsidenten einreichen."

„Tut das, guter Freund! Aber wir wollen anständige Leute im Gerichtssaale haben, und Ihr scheint Euch schon einen zu viel auf die Lampe gegossen zu haben."

„Wie? So behandelt dieser betreßte Diener der Gerechtigkeit das souveräne Volk?" brüllte der Angetrunkene.

„Kommt, kommt, Gevatter!" sagte der Flickschneider, „sonst stecken sie Euch noch ein wie neulich. Ihr habt ganz recht es gibt keine Gleichheit vor dem Gesetze mehr in Frankreich! Wenn z. B. Ihr oder ich ein altes Weib niedergestochen hätten, wie dieser Pfaff von Ste-Victoire — glaubt Ihr wohl, es wäre ein solcher Zudrang zu den Verhandlungen, oder man hätte Karten ausgegeben? Kommt, wir haben hier doch keine Aussicht, eingelassen zu werden; so wollen wir auf die andere Seite, wo die Zeugen und die Richter eintreten."

„Ja, und wir wollen ihnen ordentlich die Meinung sagen, daß sie den Pfaffen nicht etwa durchwischen lassen."

Das edle Paar schwenkte also um die Ecke und stellte sich vor dem Hauptportal auf, durch welches jetzt nach und nach einzeln und in Gruppen Zeugen, Geschworene, Personen des Gerichtshofes eintraten.

„Das ist der Maire von Ste-Victoire, der den Mord und den sauberen Täter entdeckt hat. — Ehre dem wakern Mann!" rief einer aus der Menge, und sofort schrieen ein Dutzend Stimmen: „Es lebe der Maire von Ste-Victoire!"

Jetzt nahte sich eine Gruppe Geistlicher: da war der ehrwürdige Herr Regens und der greise Pfarrer von La Grange mit seinem Silberhaar, umgeben von einer Anzahl Seminarprofessoren und Konfratres des Angeklagten. Sie wurden von dem Pöbel mit Pfeifen und Schreien empfangen: „A bas la calotte!" tönte es von allen Seiten. „Aha, ihr wollt euren Mitmohren weiß waschen!" — „Meint ihr, das gehe mit Weihwasser?" — „Man sollte die ganze schwarze Bande an einen und denselben Galgen hängen!"

Entrüstet drehte sich der alte Pfarrer von La Grange auf der obersten Stufe der Freitreppe um und sagte: „Beschimpft man in Aix also die Geistlichen?"

Im gleichen Augenblicke fuhr der Wagen des Präsidenten vor. „Es lebe der Herr Präsident! Lassen Sie den Pfaffen nicht ungerupft entkommen", rief man ihm zu. Herr Peultier blickte befremdet auf die Rotte und sagte: „Ruhe! Es ziemt sich nicht

für französische Bürger, dem Spruche der Gerechtigkeit vorzugreifen oder gar Zeugen und Richter zu beschimpfen. Ich werde durch Militär die Straße und das Gerichtsgebäude absperren lassen, wenn sich das wiederholt." Dann schritt er höflich grüßend an den Geistlichen vorüber die Treppe hinauf.

Das Volk war für den Augenblick verblüfft. „Ist denn dieser Herr Peultier zu den Klerikalen übergelaufen?" fragte der Flickschuster.

Nein, nein; er muß nur so dergleichen tun, damit die Klerikalen ihn nicht als parteiisch verschreien. — Seht, da kommt der Staatsanwalt; ich denke, der wird einen kräftigen Schuß geladen haben. Es lebe der Staatsanwalt!"

Nicht so gnädig wurde der alte Herr Meunier, der sich jetzt mit einer schweren Mappe unter dem Arme dem Portal nahte, von dem Pöbel empfangen. Man pfiff und rief ihm zu, ob er mit seinen Ränken und Kniffen den Henker um seinen Lohn bringen wolle. Als aber der alte Herr ganz ruhig auf einen der Hauptschreier zuging und, sein Notizbuch in der Hand, denselben um den Namen bat, wichen alle zurück und sagten: „Der Tausend auch! Der könnte uns am Ende schön hineinlegen!"

„Ja", sagte der Advokat, „wer nicht den Mut hat, die Folgen einer öffentlichen Beleidigung auf sich zu nehmen, wird besser tun, sich anständig zu benehmen."

Des Auftreten Herrn Meuniers bewirkte, daß man die nächsten Gruppen von Zeugen und Geschworenen ziehmlich unbehelligt passieren ließ. Als aber der geschlossene Gefängniswagen mit dem Angeklagten die Straße herabkam, erhob sich ein ohrenbetäubendes Geheul und Gepfeife, so daß trotz des Gerassels der Räder auf dem Pflaster Abbe Montmoulin in der eng verschlossenen Wagenzelle die Wutausbrüche des Pöbels hören mußte, welcher ihm den Tod durch Henkershand wünschte. Der Wagen fuhr durch ein Tor in den inneren Hof, und da das Tor sofort geschlossen wurde, konnte die Menge den Priester nicht sehen, als derselbe ausstieg und von Gendarmen umringt in das Gerichtsgebäude geleitet wurde; es hätten vielleicht sonst doch manche Mitleid empfunden mit dem bleichen Manne, welcher leise betend der Entscheidung über sein Schicksal entgegenging.

Das Geheul auf der Straße dauerte noch an, als Herr Le Noir mit seiner Frau, den beiden Kindern und der Nannette Joly sich dem Gerichtsgebäude nahte. Der Bäckermeister begab sich mit Charles, Julie und der Kellnerin von der Goldenen Lilie in den Saal der Zeugen, während Frau Le Noir, dank der Karte, welche ihr Herr Meunier verschafft hatte, Zutritt zu der Galerie erhielt. Die lebhafte kleine Frau wußte sich geschickt durch die vielen Wartenden durchzudrängen und erkämpfte sich einen vorzüglichen Platz ganz vorn an der Brüstung der Empore, von wo man den Gerichtssaal vortrefflich überblicken konnte. „Entschuldigen Sie", sagte sie lächelnd zu einem Herrn, „wenn Sie mich vor Sie treten lassen, so werde ich Ihnen kein Haarbreit von der Aussicht rauben; denn ich bin ja klein und Sie so groß, während ich hinter Ihnen gar nichts sehen würde. Und ich muß doch meinen Mann sehen und meine Pflegekinder, die vor Gericht zu erscheinen haben."

Der Mann ließ sie freundlich vortreten.

Der große, hohe Saal erhielt von oben durch eine Kuppel sein Licht. Am vorderen Ende befanden sich auf einer Estrade die Tische und Sitze der Richter, etwas höher in der Mitte der Stuhl des Präsidenten. Über ihm an der Wand war ein großes, schönes Kruzifix angebracht. An der rechten Längswand des Saales, vom Präsidenten aus gesehen, befand sich die Bühne der Geschworenen, auf der linken Seite ebenfalls etwas erhöht die Bank des Angeklagten. Vor derselben stand das Pult des Verteidigers, ihm gegenüber das des Anklägers. Gerichtsdiener waren noch geschäftig, die Sessel zurechtzurücken, Bücher und Akten auf die Tische der Richter zu legen.

Jetzt trat Herr Meunier in seinem Talar mit weißen Bäffchen und Barett in den Saal und begab sich an sein Pult, öffnete die Mappe und blätterte rasch noch einmal die Akten durch; es war alles in Ordnung: jedes Blatt lag an seiner Stelle. Er blickte auf die Uhr und sagte: „Noch fünf Minuten, — gerade noch Zeit, mich etwas zu sammeln." Dann setzte er sich und schaute ruhig nach dem Kruzifix, ein stilles Gebet verrichtend. Aber er wurde bald gestört. Eine Gruppe seiner Amtsbrüder war eingetreten und umringte ihn. Gleich darauf begab sich der Staatsanwalt an seinen Platz, den Verteidiger mit einer steifen Verbeugung begrüßend. Herr Meunier trat zu ihm hin und bot ihm freundlich die Hand; der viel jüngere Mann gab ihm flüchtig die Fingerspitzen und sagte: „Erfreut über Ihr kollegiales Entgegenkommen, Herr Rechtsanwalt! Wenn ich eine Bitte äußern dürfte: ziehen wir doch die unangenehme Sache nicht unnötig in die Länge! Sie haben da auf der Liste Ihrer Schutzzeugen eine ganze Litanei von Namen, die offenbar nichts anderes als den guten Leumund des Angeklagten bezeugen können. Wozu das? Ich bin ganz bereit, selbst hervorzuheben, daß der Herr Abbe sich des besten Leumunds erfreute. Streichen Sie doch die Hälfte."

„Gewiß werde ich mir Mühe geben, die sehr unangenehme Sache, wie Sie mit Recht die heutige Verhandlung nannten, nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, und werde vielleicht, je nachdem die Dinge sich gestalten, auf den einen oder andern Zeugen verzichten können. Darf ich dafür auch von Ihnen eine Gunst erbitten? Es würde mir nämlich sehr leid tun, wenn die Anklage gegen einen Priester von irgend einer Seite zu einer Anklage gegen den Stand der Priester ausgebeutet würde."

„Haha, Sie denken an das trojanische: Ab uno disce omnes — wie dieser, so sind sie alle! Wenn Sie mich nicht reizen, Herr Kollege, — doch da schlägt es, und der Gerichtshof tritt ein."

Rasch kehrte Herr Meunier an sein Pult zurück, während die Richter in ihrer Amtstracht durch die große Flügeltüre in den Saal eintraten und ihre Plätze einnahmen. Gleichzeitig erschienen auch die Geschworenen auf ihrer Tribüne, und ohne daß der Präsident die Glocke zu rühren brauchte, verstummte das Geplauder auf der Galerie. Alle Blicke richteten sich jetzt auf die Türe links, durch welche der Gefangene eintreten mußte. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich dieselbe, und von zwei Gendarmen begleitet betrat Abbe Montmoulin den Saal.

Bleich und gesenkten Hauptes, aber ruhig und gefaßt schritt er bis in die Mitte; dann erhob er seine Augen zu den Richtern und verneigte sich. Gleichzeitig hatte er das Bild des Gekreuzigten erblickt, und ein trauriges Lächeln glitt über seine Züge. Er hatte nun den Tröster gefunden, zu dem er in seiner Trübsal den Blick erheben konnte. Es war ihm, als höre er den Mann der Schmerzen zu ihm sagen: „Komm, folge mir nach! Nimm dein Kreuz auf dich!" Unwillkürlich legte er seine Hand aufs Herz und antwortete: „Ja, Herr; gib mir deine Gnade dazu!"

Der Blick und die Gebärde des Angeklagten waren weder dem Präsidenten noch den Geschworenen entgangen. Der Präsident fragte sich: „Sollte er ein solcher Heuchler sein?" Der Staatsanwalt brummte halblaut, so daß es die Geschworenen hören konnten, in deren Nähe sein Pult stand: „Der Komödiant!" Im allgemeinen war aber doch der erste Eindruck, den der Angeklagte hervorbrachte, kein ungünstiger, auch unter den Zuschauern nicht. Madame Le Noir wischte sich sogar jetzt schon, als sie den Gefangenen erblickte, dessen schwarze Soutane sein bleiches Gesicht noch blasser erscheinen ließ, mit ihrem weißen Tuch die Augen.

Mittlerweile hatte Abbe Montmoulin zwischen den beiden Gendarmen auf der erhöhten Anklagebank den Geschworenen gegenüber Platz genommen. Er fühlte förmlich, wie aller Augen auf ihn gerichtet waren, und eine leise Röte stieg ihm auf die Stirne. Der Präsident eröffnete nun die Verhandlung mit einigen passenden Worten. Ein entsetzliches Verbrechen sei begangen, eine durch ihre Güte und Mildtätigkeit allgemein geschätzte Dame sei ermordet und beraubt worden, und was noch entsetzlicher sei, der Verdacht der Tat sei auf einen Priester, ihren Seelsorger gefallen. Pflicht der Gerechtigkeitspflege, die kein Ansehen der Person kenne, sei es, über Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu befinden. Diese Untersuchung müsse aber mit aller Unparteilichkeit geführt werden; er bedaure es, daß in den öffentlichen Blättern dieser traurige Fall vom Standpunkte der politischen Parteien aus behandelt worden sei, daß man ihn sogar zu politischen Zwecken habe ausnützen wollen, bevor auch nur die Schuld des Angeklagten gerichtlich erwiesen sei. Dieser Parteigeist dürfe den Gerichtssaal nicht betreten; es sei die heilige Pflicht der Gerechtigkeit, nicht auf Personen oder Stand, sondern einzig auf erwiesene Tatsachen zu achten. Zu seinem Schmerze habe er das Volk auf der Straße Äußerungen tun hören, welche nur der Abscheu gegen das Verbrechen und die falsche vorgefaßte Meinung erklärten, der gegenwärtige Priester sei der Tat bereits überwiesen. Er warne die Zuschauer auf der Galerie vor jeder Äußerung des Beifalls oder Mißfallens, welche von demselben Gedanken eingegeben werden könnte. Die erste Störung der Ruhe würde unbedingt die Räumung der Galerie zur Folge haben.

Nach dieser kurzen Anrede stellte der Präsident die üblichen Fragen über Namen, Stand, Geburt u. s. w. an den Angeklagten, der dieselben mit ruhigem Anstand beantwortete. Dann mahnte der Präsident den Verteidiger des Angeklagten an seine Pflicht, nichts gegen sein Gewissen oder gegen die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht zu sagen und seine Gründe mit Ruhe und Mäßigung vorzulegen. Hierauf wandte er sich an die Geschworenen, die sich erhoben und bedeckten Hauptes die vom Gesetze vorgeschriebene Mahnung anhörten, welche der Präsident an sie richtete: „Ihr schwöret und versprechet vor Gott und den Menschen, mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit die Anklagen zu prüfen, welche gegen Abbe Montmoulin erhoben werden . . .; weder auf die Stimme des Hasses oder der Abneigung, noch der Furcht oder Zuneigung zu horchen; euren Spruch gemäß der Anklage und Verteidigung nach eurem Gewissen und eurer innersten Überzeugung mit der Unerschrockenheit zu fällen, welche einem ehrlichen und freien Manne geziemt."

Jeder der Geschworenen, vom Präsidenten namentlich aufgerufen, erhob seine Rechte und rief: „Ich schwöre es." Dann forderte der Vorsitzende den Angeklagten auf, die Anklage, die nun verlesen werden mußte, mit Aufmerksamkeit zu hören, und gab dem Greffier (Gerichtsschreiber) die betreffende Weisung. Derselbe verlas nun mit lauter Stimme die furchtbare Anschuldigung, „daß der gegenwärtige Francois Montmoulin, Pfarrer von Ste-Victoire, am 20. Februar des laufenden Jahres die unverehelichte, 65 Jahre alte Marie Blanchard wissentlich, absichtlich und mit Vorüberlegung ermordet und um die Summe von 12,000 Francs beraubt habe."

Obwohl der Inhalt dieser Anklage schon längst bekannt und durch die Zeitungen verbreitet war, übte die feierliche Verlesung doch einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer ; mit Mitleid oder Abscheu blickten alle auf den Angeklagten, der mit geschlossenen Augen zuhörte und bei dem Worte „ermordet" unwillkürlich zusammenzuckte. Ein Blick auf das Kreuz, zu dem er am Schlusse der Lesung das Auge erhob, gab ihm aber die ruhige Fassung wieder. So konnte Abbe Montmoulin dem Präsidenten auf die Frage, ob er die Anklage verstanden habe, mit klarer Stimme antworten: „Ja. — Ich bin unschuldig."

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt zur Begründung der Anklage. Er begann mit der Bitte um Entschuldigung, wenn es sein Amt mit sich bringe, gegen den Vertreter eines Standes vorgehen zu müssen, der als solcher Anspruch auf Ehrfurcht habe. Nicht dem Ankläger sei es beizumessen, wenn dadurch das Gefühl der Gläubigen bitter verletzt werde, sondern dem Verbrecher, der, uneingedenk seines Standes, ein solch himmelschreiendes Ärgernis gegeben habe. Es sei dem Maire von Ste-Victoire, dem Untersuchungsrichter und ihm selbst, dem die heilige Pflicht obliege, das Verbrechen aufzudecken und den Verbrecher zur Strafe zu bringen, schwer geworden, zu glauben, daß der Mörder sich unter dem Gewande des Priesters verberge. Aber der Augenschein habe lauter gesprochen als jedes Bedenken und sowohl ihm als allen Beamten, welche mit der Untersuchung sich befassen mußten, die Überzeugung abgerungen, daß der gegenwärtige Abbe Montmoulin zu der — übrigens nicht so kleinen — Zahl der Priester gehöre, welche ihr Kleid und ihren Stand mit Schmach bedecken. Er zweifle nicht im mindesten, daß es der Anklage gelingen werde, alle vorurteilsfreien Männer, ja sogar die ergebensten Anhänger des Klerus durch die Wucht der Beweise von der vollen Schuld des Angeklagten zu überzeugen.

„Die einfache Verlesung des Protokolls über den Tatbestand und des ersten Verhöres muß dem hohen Gerichtshof und den Geschworenen beweisen, daß nur der Angeklagte der Täter sein kann", fuhr der Staatsanwalt fort. „Hören Sie!" Und nun erzählte der Ankläger, wie dem Maire und dessen Freunden die erste Nachricht von dem Vermissen der Ermordeten zur Kenntnis gekommen sei; wie derselbe, seinem Amte entsprechend, den Angeklagten sofort aufgesucht habe, in der Meinung, es handle sich um einen Unfall der Ermordeten; in welcher offenbaren Aufregung man den Angeklagten gefunden habe, und wie erst dabei dem Maire der Verdacht aufgestiegen sei, es handle sich um ein Verbrechen. Der Haussuchung habe sich der Angeklagte nur unwillig gefügt — natürlich: sie mußte ja zu einer vorzeitigen Entdeckung des Verbrechens führen. Doch man möge statt seiner das Protokoll hören.

Dasselbe wurde langsam und deutlich verlesen. Dreimal unterbrach der Staatsanwalt die Lesung, um die Geschworenen auf das sonderbare Benehmen des Pfarrers bei der ersten Unterredung mit dem Maire, bei der Auffindung der Leiche und des Messers aufmerksam zu machen. Die Freunde des Angeklagten erschraken, als sie diese schwerwiegenden Verdachtsgründe hörten.

(Fortsetzung folgt)

In unserer Mitte steht — das Kreuz,
es möcht' uns alle, alle fassen —
Ach, wollten wir uns doch bestimmen lassen,
ganz ernst und still es einmal anzuschaun!

In unserer Mitte geht — das Kreuz,
gar viele sind es, die darunter schreiten . . .
die unter seiner Last unsagbar leiden . . .
So schwer ist's, dieses Kreuz allein zu tragen.

Wenn aber alle um des Kreuzes Mitte stehn
und helfen, es voll Liebe mitzutragen,
dann wird es viel — um vieles leichter gehn;
In aller Herzen wird es leuchtend ragen!

Nora van Hoof

FATIMA STUDENT BURSE

Nichts ist Gott wohlgefälliger, nichts für die Kirche ehrenvoller, nichts für die Seelen gewinnbringender als das kostbare Geschenk eines heiligen Priesters. Die Familien und Gemeinden dürfen es als große Gnade Gottes ansehen, wenn aus ihrer Mitte ein guter Priester hervorgeht; und die Gemeinden dürfen sich glücklich preisen, die einen heiligmäßigen Priester zum Seelenhirten haben. . . . „Es ist eine der heiligsten und schwersten Sorgen meines bischöflichen Amtes, meiner Diözese würdige und heiligmäßige Priester zu geben.“ So schrieb Erzbischof Berning von Osnabrück, der Bischof der Auslanddeutschen. Seine Ziele sind auch die hohen Ziele der Fatima Student Burse. Jetzt, während der Fastenzeit, wollen wir beten — beten in diesem Sinne! — und unsere Almosen für die Erziehung armer Jünglinge zum Priestertum freudig opfern.

Bisher eingenommen:	$4,646.50
Mrs. P. G. Hettler, Youngstown, Alta.	2.00
Mrs. Walb. Musch, St. Walburg, Sask.	1.00
Mrs. Martin Volk, Schuler, Alta.	2.00
Mrs. Adline Ehmann, Vancouver, B. C.	3.00
John Werachowsky, Leipzig, Sask.	3.00
Frank Roesch, Saskatoon, Sask.	5.00
J. Gallinger, Macklin, Sask.	10.00
Kath. Lenius, Kendal, Sask.	3.00
Mrs. Peter Brost, Westlock, Alta.	1.00
Gottlieb Frey, Whitelaw, Alta.	3.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	500.00
Mrs. M. Bergermann, Münster, Sask.	5.00
Mrs. S. Zimmermann, Brandon, Man.	1.00
John Doerr, Vanvouver, B. C.	5.00
Gab. Gottselig, Chamberlain, Sask.	2.00
Ein Leser, Langenburg, Sask.	1.00
Miss Cecilia Berger, Kelowna, B. C.	3.00
Wm. Eiswerth,	13.00
Ein Leser,	25.00
Ein Leser, Cosine, Sask.	2.00
	$5,236.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.